Eine Reise durch Island im Jahre 1902

Eric Zugmayer

ERICH ZUGMAYER

Eine Reise durch Island

im Jahre 1902.



Flussübergang.

1903.

Verlag von Adolph W. Künast
k. u. k. Hofbuchhändler
Wien, I. Hoher Markt 1.

Buchdruckerei G. Davis & Co., Wien, IX./1.

Vorwort.

In der folgenden Arbeit ist der Versuch gemacht, eine sechswöchentliche Reise durch Island, die ich in Gemeinschaft mit meinem Bruder und zweien meiner Heidelberger Studiengenossen ausführte, in anspruchsloser Form wieder zu erzählen. Wenn jemand heutzutage, wo Island trotz seiner abgeschiedenen Lage doch schon von Touristen aller Länder besucht wird, den bereits bestehenden Reisebeschreibungen eine neue hinzufügt, so ist er seinem Publikum eine gewisse Rechtfertigung schuldig. Als solche will ich drei Punkte anführen. Erstens darf ich, ohne unbescheiden zu sein, sagen, dass eine Reise von der Länge der unserigen nur höchst selten auf Island gemacht wird und dass meine Gefährten und ich deshalb mehr Einblick in das Land genommen haben, als die Mehrzahl der Reisenden. Zweitens haben wir Landstrecken durchwandert, z. B. die Wüste des Sprengisandur, über die seit mehr als 40 Jahren in deutscher Sprache kein Bericht erschienen ist. Und drittens haben wir in diesen Gegenden zahlreiche photographische Aufnahmen gemacht, die vielleicht dazu beitragen, die Darstellung lebendiger zu gestalten und dem Leser einen genaueren Begriff von dem Gesagten zu geben.

Anspruch auf wissenschaftliche Tiefe erhebt mein Werkchen nicht. Unser Zweck war neben dem Vergnügen einer ungebundenen Wanderung der, vorhandenes Wissen zu festigen und neues

dazu zu erwerben. Deshalb wird der Fachmann aus meinem Buch auch kaum etwas ihm Unbekanntes schöpfen können, und wenn ich dem Laien vielleicht stellenweise zu gelehrt erscheine, so will ich dagegen einwenden, dass der Reisende in Island, sei er auch nicht naturwissenschaftlich vorgebildet, einer solchen Fülle von Neuartigem und Anregendem gegenübertritt, dass er ganz von selbst dazu veranlasst wird, die Erscheinungen zu beobachten und womöglich zn ergründen. Uebrigens glaube ich kaum, dass dieser befürchtete Vorwurf gegen mein Buch erhoben werden kann.

Von den Photographien habe ich die meisten selbst gemacht, einige verdanke ich meinem Kollegen, Herrn Hugo Merton. Die dem Buch beigegebenen Skizzen und Pläne stammen von meinem Bruder, Ingenieur Paul Zugmayer. Zu Dank verpflichtet bin ich auch Herrn Professor B. Kahle der hiesigen Universität, der uns als genauer Kenner Islands manchen wertvollen Rat auf die Reise mitgegeben hat und dessen Empfehlungen uns mehr als einmal sehr von Nutzen waren.

Heidelberg, Juli 1903.

Erich Zugmayer.

Inhaltsverzeichnis.

Vorbemerkungen über die Aussprache.

Lautzeichen, die dem deutschen Alphabet fehlen, sind zwei.

Đ, ð, (eð) entspricht dem weichen englischen th, wie im Wort father; z. B. staðir, Stätte, Ortschaft.

Þ, þ (þorn) kommt dem scharfen englischen th im Wort think gleich; z. B. þingi, Volksversammlung.

Bei Vokalen und Diphthongen finden sich folgende Abweichungen von der deutschen Aussprache:

á mit Akzent = au; z. B. á, Fluss.
ae gleich dem deutschen ai; z. B. baer, Gehöft.
au wird gesprochen wie äu; z. B. rauður, rot.
ei » » » ej; z. B. nei, nein.
ey » » » das vorige.
í mit Akzent = langes i; z. B. Ísland.
ó » » wird fast wie u gesprochen; z. B. stór, gross.
oe kommt wie ae unserem ai gleich; z. B. loegi, Hafen.
u in der Endung ur wird verschluckt; z. B. rauður, rot.
Sonst entspricht es meist dem deutschen ü; z. B. gulur, gelb, gesprochen gül'r.
ú mit Akzent = langes u; z. B. hús, Haus.
y mit und ohne Akzent = i; z. B. mýri, Sumpf.

Ueber Konsonanten ist zu bemerken:

f in Zusammensetzungen wie Krafla, hrafn = b.
h vor v wie qu; z. B. hvitur, weiss.
h » j, l, n, r wird nicht gesprochen; z. B. hjall, Hügel; hlið, Berglehne; hnúkur, Bergspitze; hraun, Lava.
Doppel-l (ll) wird wie ddl gesprochen; z. B. fell, Berg; Jökull, Gletscher.
Doppel-n (nn) wie dn; z. B. groenn, grün, (sprich graidn).
p vor t und am Ende eines Wortes wie f; z. B. álpt, Schwan; hóp, Haff.
r vor l und n wie t; z. B. horn, Horn; kerling, altes Weib.

I.

Fast einen Tag früher, als wir es bei der Abreise von Leith erwartet hatten, ging die »Ceres« in der Bucht von Reykjavik vor Anker.

Die Seereise war nicht sehr angenehm gewesen; besonders der Tag, an dem wir die Färöer verliessen, um nun direkt auf Island loszusteuern, war recht bös; von unserer kleinen Gesellschaft brachte es nur mein Bruder zustande, die regelmässigen Mahlzeiten im Salon einzunehmen; Dr. Reichard, Merton und ich blieben in unseren Kojen liegen und befanden uns dabei wohler als mancher Passagier, der, den Angstschweiss auf der Stirne, an der Tafel sass, bange überlegend, ob man es wohl noch wagen könne, den Braten in Angriff zu nehmen, oder ob nicht ein fluchtartiger Rückzug am Platze sei.

Am Abend des 3. August war die isländische Küste in Sicht gekommen, am frühen Morgen des 4. erreichten wir die Westmänner-Inseln, und der Rest des Tages bis gegen fünf Uhr verlief in mässig ruhiger Fahrt längs der leider stark vernebelten Klippen und Vorgebirge, hinter denen mitunter ein höherer Berg, ein Schneefeld, ein Stückchen Gletscher hervorlugte.

Der Hafen von Reykjavik bot ein hübsches, lebendiges Bild. Der englische Kreuzer »Bellona« und ein belgisches Schulschiff lagen vor Anker und blitzschnell kamen saubere kleine Barkassen auf die »Ceres« zu, um die Post in Empfang zu nehmen. Französische und norwegische Fischerfahrzeuge waren vereinzelt unter den zahlreichen dänischen Schiffen zu sehen; und jede der verschiedenen Flaggen hatte ihr Gegenstück auf einem der Häuser

der Stadt; denn zur Feier der Ankunft eines Postdampfers hatten alle Konsulate, öffentlichen und viele Privatgebäude ihre Flagge gehisst. Reykjavik selbst nimmt sich vom Hafen gesehen am besten aus. Man überblickt die ganze Länge der Stadt, die sich der Bucht entlang, zum Teil eben, zum Teil einen Hügel ansteigend, hinzieht, und mit ihrem Flaggenschmuck im hellen Schein der Nachmittagssonne einen ungemein freundlichen Eindruck machte. Wir hatten indessen nicht viel Zeit, uns damit zu befassen, denn wie ein Schwarm von Piraten kamen Bootleute, Kofferträger und Fremdenführer an Bord geklettert, die letzteren bemüht, möglichst rasch die Reisenden herauszufinden, die eine grössere Tour vorhatten; uns hatte ein isländischer Reisegenosse von der »Ceres« einen Mann empfohlen, den wir auch im Gewühl fanden und der uns in seinem Boot mit Sack und Pack ans Land brachte. Recht froh, wieder die alte Mutter Erde, deren Festigkeit freilich in Island mitunter arg ins Wanken kommt, unter den Füssen zu haben, betraten wir den einen der beiden Gasthöfe der Stadt; er führte den Namen der Insel und erwies sich als ein hübsches, nett eingerichtetes Holzhaus, dessen Besitzer geläufig englisch sprach. Wir wurden für den Preis von fünf Kronen pro Mann und Tag in volle Pension genommen und waren von dem gebotenen Komfort angenehm überrascht. Von den Passagieren der »Ceres« waren noch vier andere ebenfalls im »Hotel Island« abgestiegen, Engländer, die kleinere Touren in das innere Land machen wollten, um nach etwa zwei Wochen mit demselben Dampfer wieder heimzufahren; denn die »Ceres« blieb nur drei Tage in Reykjavik liegen, um dann alle Küstenplätze bis Akureyri an der Nordseite anzulaufen; dann fuhr sie nach der Hauptstadt zurück und nahm nach weiteren zwei Tagen wieder den Kurs nach den Färöern, Schottland und Dänemark. Wir konnten diese Gelegenheit benützen und einen grossen Teil unseres Gepäcks nach Akureyri senden, das auf unserer Route lag; so waren wir der Notwendigkeit überhoben, alles, was wir unterwegs brauchten, die ganze Zeit über mit uns zu führen.

Sowie wir uns im Hotel eingerichtet hatten, unternahmen wir einen Orientierungs-Spaziergang durch die Stadt. Wer die kleinen Küstenplätze im nördlichen Norwegen kennt, etwa Bodö oder Hammerfest, dem ist das Stadtbild von Reykjavik nichts

neues. Fast alle Häuser sind aus Holz und selten über ein Stockwerk hoch; doch finden sich zwischen den Holzhäusern manchmal noch einige andere, die aus Steinblöcken und Torf aufgebaut sind und ganz den Bauernhäusern gleichen, die wir im südlichen Teil der Insel regelmässig antreffen sollten. Reykjavik hat vier Hauptstrassen, die nach der Himmelsrichtung benannt sind, wie Austur- und Vesturstraeti, oder, wie die beiden anderen, nach der Bank



An Bord der „Ceres".

und dem Hafen. Sie sind geradlinig oder zeigen wenigstens ein dahin gerichtetes Bestreben, die Bürgersteige sind mit Steinen eingefasst, die Haustüren meist einige Stufen über dem Erdboden. Kaufläden gibt es ziemlich viele, auch eine Buchhandlung, zwei Zeitungsbureaux, eine Apotheke; auf demselben Platz, wie die letztere, steht auch das Regierungsgebäude und davor ein Denkmal Thorwaldsens, der als Sohn isländischer Eltern auf der Seereise nach Dänemark geboren wurde.

Sehr charakteristisch für Reykjavik ist die grosse Anzahl von Berittenen beiderlei Geschlechts, die man in den Strassen sieht, sowie die vielen ledigen Pferde, die in Seitengassen oder neben Hauseingängen in kleinen Gruppen beisammenstehen und ohne festgebunden zu sein, stundenlang in derselben Stellung verharren. Wir sahen uns diese Tiere genau an, um beizeiten einige Erfahrung zu sammeln, da wir ja in den nächsten Tagen eine grössere Anzahl davon erwerben mussten. Sie haben alle einen gedrungenen, kräftig gebauten Körper; auf dem starken, kurzen Hals sitzt ein ziemlich grosser Kopf. Stirn- und Nackenmähne sind lang und dicht, ebenso wie der Schwanz. der nie beschnitten wird. Die Höhe bewegt sich zwischen 11 und 13 Faust; die Pferde sind also nach unseren Begriffen sehr klein. Man findet Vertreter aller Farben, dabei eine grosse Zahl von Schecken. Trotzdem die Tiere den Eindruck ziemlicher Leistungsfähigkeit machten, mussten wir uns dennoch sagen, dass man ihnen schwerlich ebensolche Lasten zumuten dürfe, wie einem gewöhnlichen Pferd oder Maultier, und dass wir infolgedessen mehr Lasttiere brauchen würden, als wir ursprünglich gedacht hatten.

Nach einem kleinen „Glück auf"-Trunk zogen wir uns frühzeitig in unsere Zimmer zurück, denn wir wussten, dass wir in den nächsten Tagen genug zu tun haben würden.

Unser erster Gang am folgenden Morgen war zu Herrn H. Th. Thomsen, dem deutschen Konsul. Dieser nahm sich unser in der liebenswürdigsten Weise an und ich benütze freudig die Gelegenheit, ihm an dieser Stelle nochmals für die vielen guten Ratschläge zu danken, die wesentlich dazu beigetragen haben, uns den Aufenthalt auf Island so angenehm als möglich zu gestalten. Der Führer, dessen Bekanntschaft wir schon auf dem Dampfer gemacht hatten, und mit dem wir in Gegenwart des Konsuls verhandelten, überraschte uns durch die Höhe seiner Forderungen, und es zeigte sich als nötig, eine Konkurrenz auszuschreiben, an der sich drei verschiedene Führer beteiligten. Sie wurden aufgefordert, im Laufe des Nachmittags im Hotel ihre Angebote zu machen, nachdem ihnen der Plan unserer Reise, die Menge des mitzuführenden Gepäcks und die sich daraus ergebende Anzahl von Pferden bekannt gegeben war.

Unser nächster Weg galt dem Magister Benedikt Gröndal, einem Manne, der sich als Dichter wie als Naturforscher gleich grosse Verdienste um sein Volk erworben hat. Zahlreiche seiner lyrischen Dichtungen sind in unsere Sprache übertragen worden, ebenso wie Gröndal seinerseits viele deutsche Gedichte ins Isländische übersetzt hat. Der rüstige 75jährige Gelehrte empfing uns mit der grössten Freundlichkeit, und da wir uns ihm als Jünger unserer gemeinsamen Wissenschaft, der Zoologie, vorstellten, waren wir um Gesprächsstoff nicht verlegen. Auf unsere Bitte zeigte uns Magister Gröndal die mächtigen Folianten, an deren Fertigstellung er seit Jahren arbeitet und die die Vögel, Fische, Seesäugetiere und Crustaceen von Island in erschöpfender Weise behandeln. Jedes Blatt dieser Bücher ist ein Kabinetstück an feiner Wiedergabe der Charakteristik der einzelnen Tiere, meisterhafter Zeichenkunst und unvergleichlicher Farbentechnik. Nur das Auge des Naturforschers, der zugleich Künstler ist, vermag mit der strengsten wissenschaftlichen Genauigkeit die liebevolle Auffassung der Merkmale zu verbinden, die uns ein Tier nicht nur zoologisch, sondern auch ästhetisch schön erscheinen lassen. Wir wurden nicht müde, immer wieder die prächtigen Bilder zu betrachten und Herr Gröndal war ebenso unermüdlich darin, uns jede Frage zu beantworten und jede Aufklärung zu geben, die wir verlangten. Auch war er sofort bereit, uns das kleine zoologische Museum zu zeigen, das wesentlich seine Schöpfung ist und dessen Leiter er viele Jahre hindurch war. Doch mussten wir zu diesem Zwecke den nächsten Tag abwarten.

Nachmittags liess uns Herr Thomsen mitteilen, dass er einige Reitpferde aufgetrieben hätte, die zum Verkauf bestimmt seien; ob wir nicht einen kleinen Ausritt machen wollten? Natürlich waren wir sofort bereit und nach einer halben Stunde trafen wir im Hof des Warenhauses von Thomsen zusammen. Hier waren aber nur drei Ponies zustande gebracht worden, so dass es noch einige Zeit währte, bis ein viertes leihweise beschafft war. In Island verstreicht übrigens immer eine gute Spanne Zeit mehr, als abgemacht ist, bevor irgend etwas ins Werk gesetzt werden kann; durch ihre Pünktlichkeit werden die wackeren Isländer ganz gewiss nie berühmt werden. Es ist dies eine Sache, die nur im Anfang befremdet, späterhin, wenn man etwas vertrauter ge-

worden ist, macht man immer im Kopf ein kleines Rechenexempel; wenn man acht meint und sieben sagt, wird etwa um halb neun alles bereit sein.

In der Zeit, die wir diesmal zu warten hatten, beschäftigten wir uns damit, die Pferde, die unter Umständen unsere Begleiter auf einer langen Reise sein sollten, genau anzusehen. Es waren ein Rappe, ein Brauner und ein Scheck im ungefähren Alter von 12, beziehungsweise 9 und 6 Jahren; alle drei waren muntere, gut genährte Tiere und gefielen uns gleich von Anfang an. Die Sättel waren nach europäischer Art, die Seitenteile der Trense, sowie die Steigbügel von hübscher isländischer Messingarbeit und reich verziert. Originell sind auch die landesüblichen Reitpeitschen, ähnlich den in Ungarn und Russland gebrauchten. Ein etwa halbmeterlanger Stock, unten mit einem Metallknopf, oben mit einem Ring, in dem ein fast meterlanger, gewöhnlicher Lederriemen festgemacht ist. Man kann viele dieser Peitschen antreffen, deren Metallteile aus alter isländischer Silberarbeit sind, oft wahre Prachtstücke und der Stolz ihres Besitzers. Unsere waren einfach aus Messing.

Endlich war das vierte Pferd zur Stelle; es wurde von Merton bestiegen, Dr. Reichard wählte den Rappen, mein Bruder den Braunen und ich meinen gescheckten kleinen Dickkopf. Herr Thomsen begleitete uns auf einem seiner eigenen Pferde und so ritten wir endlich los. Der Ausflug, den wir vorhatten, sollte uns in nuce einen Begriff von den verschiedenen isländischen Terrainarten geben: Gebahnter Weg, Wiese, Sand, ein Lavafeld, auch ein Flussübergang stand auf dem Programm. Vorerst ritten wir die Bankastraeti entlang den Hügel hinauf nach den heissen Quellen, die in der Nähe der Stadt sind und denen diese nach der gewöhnlichen Legende ihren Namen — Rauchbucht — verdankt. Bald hatten wir die Häuser hinter uns und befanden uns auf der Landstrasse, die nach dem Þingvalla-See führt. Es ist dies die eine der beiden längeren Strassen der Insel; die zweite führt von ihr ab nach dem Südwesten, eine dritte, kürzere, nach Süden, dem Hafnarfjörðr zu.

Wir konnten nun schon den Dampf der heissen Quellen — isländisch laugar genannt — erblicken und setzten unsere Ponies in raschere Gangart. Mein kleiner Scheck schien keine besonderen

Anlagen zum Traber zu besitzen, sondern verfiel regelmässig, wenn es etwas schneller ging, in einen sehr angenehmen Galopp, während die anderen in flinkem leichtem Trab dahineilten. Ich konnte damit wohl zufrieden sein, denn der Galopp ist für den Reiter die angenehmste Gangart und lange nicht so ermüdend, wie der kurze Trab eines kleinen Pferdes, dessen einzelne Bewegungen zu schnell gehen, als dass man sie durch sogenanntes



Hafen von Reykjavik.

englisches Reiten ausgleichen könnte. Doch hat auch der Trab der isländischen Pferde nichts besonders ermüdendes, da sie fast alle Passgänger sind und die senkrechten Stösse sich dabei in ein leichtes Hin- und Herwiegen auflösen. Ueberhaupt kann auf einem isländischen Pony jeder reiten, auch wenn er in dieser Kunst vorher nicht erfahren war; auch lernt man rasch, dass unsere Reitschulbegriffe von korrektem Sitz dort oben keine Geltung haben. Der Trab wird dadurch hervorgerufen, dass man dem Gaul eins

überzieht; soll es noch schneller gehen, so hebt man die Beine nach beiden Seiten weg und lässt sie dem Tier mit aller Wucht in die Flanken fallen; bei schwierigen Pferden sind die Beine meist beständig in dieser schwingenden Bewegung zu erhalten. Von der Peitsche wird ausgiebiger Gebrauch gemacht, und zwar derart, dass man mit der rechten Hand an sich vorbei nach der linken Flanke des Pferdes schlägt, um so dem Hieb mehr Schwung zu verleihen.

Einer kleinen Abzweigung der Landstrasse folgend, erreichten wir bald die heissen Quellen, oder vielmehr das damit verbundene Waschhaus; denn anstatt über der Austrittstelle des Wassers eine Kuranstalt zu errichten, begnügen sich die Leute von Reykjavik damit, in dem Wasser, das ihnen die Natur in fast siedendem Zustande liefert, ihre Wäsche zu reinigen. Ein paar Dutzend Weiber rieben, putzten und lärmten in der zweckmässig eingerichteten Halle, und es berührte einen ganz sonderbar, zu sehen, mit welcher Selbstverständlichkeit die Leute eine Naturkraft ausbeuten, der unsereiner, zumal wenn er geologisch geschult ist, nur mit einer gewissen Ehrfurcht entgegentritt. Das Wasser kommt aus einem bräunlichen festen Lehmboden an zwei Stellen zu Tage; die eine Quelle mündet sofort in einen kleinen Bach mit gewöhnlichem kalten Wasser, die andere wird aufgefangen, durch die Anstalt geleitet und dann demselben Bach zugeführt. Wir hatten kein Thermometer mit uns, aber Herr Thomsen erzählte uns, dass die Temperatur des Wassers beim Austritt etwa 70° C. betrage. Die Stellen, über die das heisse Wasser floss, waren mit einer ganz dünnen Schicht von gelblichem Kieselsinter bedeckt. Irgendwelche periodische Aufwallungen sind an diesen Quellen nicht zu beobachten, sondern das Wasser kommt, mit mächtigen Dampfblasen gemischt, in stets gleicher Stärke zu Tage und riecht ganz schwach nach Schwefelwasserstoff.

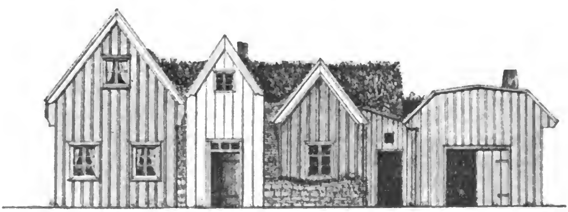
Während wir uns diese Dinge ansahen, waren unsere Pferde einfach auf einem kleinen Grasfleck stehen gelassen worden, wo sie in Ruhe weideten. Um sie am Fortlaufen zu verhindern, lässt man die Zügel am Boden schleifen, so dass das Tier bei raschem Ausschreiten sich mit den Vorderhufen darin fangen würde; ausserdem steckt man den Stiel der Peitsche vorne zwischen Sattel und Rücken, so dass das Hochheben des Kopfes für die Pferde mit

einigen Schmerzen verbunden ist. Abgesehen davon aber wissen sie auch, was mit diesen Vorkehrungen gemeint ist und sind gut genug erzogen, um zu gehorchen; andernfalls freilich würden sie geraden Weges nach Hause laufen.

Unser weiterer Ritt führte uns über eine steinige Heide nach einem kleinen Flüsschen, das anstandslos durchritten wurde; es war nicht tief und nur ein Schulbeispiel für künftige Fälle. Am jenseitigen Ufer dehnte sich ein mehrere hundert Meter breiter Lavastrom aus, der sich in vorhistorischer Zeit hier seinen Weg zu Tal gesucht hatte. Seine Oberfläche war arg verwittert und in einzelne Blöcke aufgelöst, zeigte aber an manchen Stellen sehr schön die tauartig gedrehten Runzeln, in denen die zähe Masse endlich erstarrt war. Wir machten an ihm zuerst unsere Bekanntschaft mit dem schönen, an zeolithischen Einschüssen reichen isländischen Basalt, der in verschiedenen Varietäten den grössten Teil der Insel bedeckt. Wir kamen auch an das alte Bett des vorhin erwähnten Flusses, aus dem er durch eine Niveauänderung zu seinem jetzigen Lauf gedrängt worden war. Hier war das sonst kantige und zerrissene Gestein schön glatt ausgewaschen und an mehreren Punkten fanden wir mächtige Mühlentöpfe, in denen noch die zu Kugeln abgeschliffenen Steine lagen, die durch ihre kreisende Bewegung den Topf ausgehöhlt hatten. Unsere photographischen Apparate wären hier sehr am Platz gewesen, doch trösteten wir uns damit, dass wir diese und andere Erscheinungen noch oft und in grösserem Masstab antreffen würden.

Durch eine breite Bodensenkung, die mit zusammengeblasenem Sand erfüllt war, ging es jetzt auf einen kleinen Bauernhof los, wo wir uns etwas stärken wollten. So bot sich uns auf diesem lehrreichen Ausflug auch noch die Gelegenheit, die typische Behausung eines Kleinbauern aus dem Süden Islands kennen zu lernen. Von weitem sieht ein solches „baer“ fast aus wie eine kleine Festungsanlage, womit gesagt sein soll, dass man nichts wahrnimmt als einige flache, regelmässige Grashügel. Erst wenn man die Vorderseite sieht, unterscheidet man Türen, Fenster und Schornsteine. Jeder Hügel stellt einen Teil des ganzen Gehöftes vor und meistens sind es drei bis fünf, die in einer Reihe nebeneinander liegen. In jedem befindet sich ein ungefähr quadratisches niederes Zimmer, das durch einen Gang mit den anderen ver-

bunden ist, derart, dass man beim Eintritt zuerst auf diesen Gang trifft und nach jeder Seite desselben zu je zwei Zimmern gelangt, deren Fenster nach der Eingangsseite führen. Um jedoch in die Zimmer gelangen zu können, muss man sich im Haus schon gut auskennen, denn wenn man tief gebückt durch den Eingang getreten ist, sieht man vor Rauch und Finsternis zunächst gar nichts. Sehr rasch erfährt der Neuling, dass es eines festen Schädels bedarf, will man in einem solchen Stollen aufrecht gehen; erst wenn eine der Zimmertüren geöffnet ist, wagt man einen rascheren Schritt. Dem Eingang gerade gegenüber befindet sich meist eine enge Oeffnung, die nach der Küche führt. Diese ist in der Regel eine Sehenswürdigkeit. Auf einem Haufen von Steinblöcken qualmt



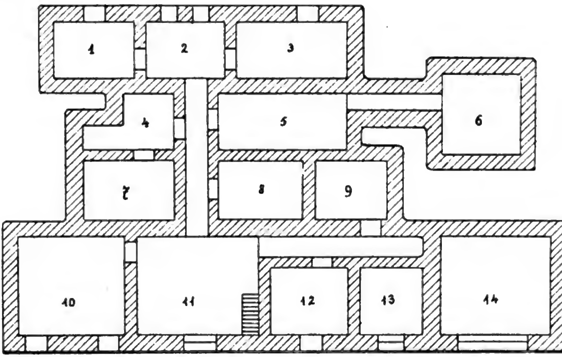
Isländischer Bauernhof (Myri).

ein Feuer aus Torf und Heidekraut, und darüber hängt ein mächtiger Metallkessel. In der Decke befindet sich ein Loch, das mit Brettern oder einem Fass ohne Boden ausgekleidet ist; der nur mangelhaft erreichte Zweck dieser Einrichtung ist der Abzug des Rauches. An den Wänden herum stehen Gestelle mit Töpfen und Tellern, eine Seitennische bildet den Vorratsraum für Speisen und Milch.

Angenehm überrascht dagegen das gute Zimmer, welches für fremden Besuch berechnet ist und in keinem Haus fehlt. Dieses ist geräumig und hell, und mit Dielen und Holzwänden versehen. Ein ausziehbares Bett, ein Tisch und ein Kleiderschrank sind stets zu finden; zum Sitzen dienen eine Bank und mehrere Kisten oder Koffer. Hier, wie überall, wo es die Umstände ermöglichen, herrscht grosse Reinlichkeit. Das Büchergestell, das man selten in einem

isländischen Haus vermisst, steht gewöhnlich ebenfalls im Gästezimmer; ausser Bibel und Psalmenbüchern weist es oft genug alte Volkssagen und populäre geschichtliche, medizinische und naturgeschichtliche Werke auf.

Das Fremdenzimmer bildet den einen Flügel der Reihe, den anderen nimmt die Schmiede ein, die von aussen getrennt zugänglich ist. Daran schliesst sich die „skemma“, ein Vorratsraum für Reitzeug, Packkisten und Hausgeräte. Das vierte Zimmer am



Isländischer Bauernhof (Myri).

1. Zimmer des Hausherrn. 2. Zimmer mit Webstuhl. 3. Schlafzimmer. 4. Küche. 5. Torflagerraum. 6. Brunnenhäuschen. 7. Milchkammer. 8. Dunkler Raum. 9. Heuboden. 10. Fremdenstube. 11. Vorraum. 12. Schlafzimmer. 13. Sattelkammer. 14. Schmiede.

Hauptgang, dessen Boden immer um einige Stufen erhöht liegt, ist die „badstofa“, das Wohn- und Schlafzimmer der Familie und vielfach auch des Gesindes. Hier sind ausser einigen Kisten die einzigen Möbel breite rohgezimmerte Betten, die, drei bis sechs an der Zahl, an den Wänden stehen; eigentlich sind es nur tiefe Kisten, die je nach dem Wohlstand der Bewohner mit Heu, Schafpelzen oder Federbetten gefüllt sind. Hier hält sich alles auf, was nicht im Freien oder in der Küche beschäftigt ist; hier ist zumal im Winter der ständige Wohnraum aller Hausbewohner; auf den Betten sitzend isst man, verrichtet man die häuslichen Arbeiten

und verbringt auch die Mussestunden. Da die kleinen Fenster sich meist nicht öffnen lassen oder auch nicht geöffnet werden, muss die Luft für einen daran nicht Gewöhnten unerträglich sein. Aber solche Zustände, die bei einem geistig so hoch stehenden Volk auf den ersten Blick ungemein befremden, sind in einem Land, wo es kein Holz und fast keine Kohlen gibt, und wo man gezwungen ist, die Wärme auf jede mögliche Art festzuhalten, eben nicht zu vermeiden.

Getrennt von der Reihe der Hauptgebäude liegen die Ställe für Schafe und Rinder, der Heuschuppen und gegebenenfalls die Vorratsräume für getrocknete Fische. Auch diese Nebengebäude sind in derselben Weise gebaut wie das Wohnhaus, nämlich aus Torf und Lehm auf einer Grundmauer von Steinblöcken; das Dach besteht oft aus Wellblech und dieser moderne Artikel bildet einen seltsamen Gegensatz zu dem übrigen primitiven Baumaterial.

Während wir uns das Haus ansahen wurde Kaffee bereitet, ein Getränk, das man in Island überall, jederzeit und fast stets in guter Qualität erhalten kann. Auf dem Rasenplatz vor dem Haus wurde ein Tischtuch aufgebreitet und wir legten uns gemütlich ins Gras; der Hausherr stand daneben und freute sich über den kräftigen Appetit, mit dem wir den wohlschmeckenden kleinen Kuchen zu Leibe gingen. Er bot uns auch Schnupftabak an, den er in einem kleinen Behälter, ähnlich einem Pulverhorn, mit sich trug; um meinen guten Willen zu zeigen, nahm ich eine tüchtige Prise, die erste meines Lebens, und musste die nächste Viertelstunde andauernd niesen, sehr zur Erheiterung aller Anwesenden.

Es war inzwischen Abend geworden und wir machten uns auf den Heimweg. Nach einigen Minuten erreichten wir die südliche Landstrasse und trafen dort mit dem Arzt des Distriktes zusammen, der ebenfalls nach der Stadt ritt. Er hatte ein schönes feuriges Pferd und schlug uns ein kleines Wettrennen vor; der Turm der alten Gelehrtenschule, der auf dem Hügel am Anfang der Stadt weithin sichtbar steht, sollte das Ziel sein. Wenn es nach Hause geht, laufen die Pferde gern, und so sprengten wir in sausendem Galopp die Strasse entlang. Jeder europäische Reitlehrer wird sagen, es sei ein Verbrechen, auf einer harten Landstrasse zu galoppieren, aber in Island ist das nicht so schlimm; hier werden von den Pferden ganz andere Dinge als selbstverständlich verlangt. Allein

nur Dr. Reichards Rappe konnte mit dem flinken Renner Schritt halten, wir anderen blieben trotz aller Anstrengungen bald zurück.

Am Schulturm machten wir Halt, um die prächtige Aussicht zu geniessen, die Reykjavik und die weite Bucht im Abendsonnenschein boten. Unter uns lagen die netten Häuschen der Stadt; die vielen Schiffe im Hafen, das Blau des Meeres, die bunten Flaggen auf Häusern und Masten brachten Leben in das Bild; aus duftiger Ferne grüsste über die See herüber die Schneekuppe des Snefells Jökull, den Lesern Jules Vernes bekannt als der „Eingang zum Mittelpunkt der Erde“.

Vor dem „Hotel Island“ angelangt, wurden die Pferde abgesattelt und über die Nacht auf Weide geführt; wir hatten an den flinken Tierchen Gefallen gefunden und waren entschlossen, die drei zu kaufen, die zu haben waren

Abends um ½10 Uhr kam der Führer, der in der Konkurrenz den Sieg davongetragen hatte, zu uns. Sein Name war Vilhjalmur Finsen, er war Student an der Lateinschule gewesen, hatte eben sein Examen gemacht und beabsichtigte, im Herbst die Universität in Kopenhagen zu besuchen. Dass Studenten in den Ferien Dienste als Fremdenführer nehmen, ist in Island ganz gewöhnlich, und bei den herrschenden demokratischen Ansichten findet niemand etwas merkwürdiges dabei. Es war schon nach der ersten Viertelstunde klar, dass wir uns gut vertragen würden. Finsen sprach ausser seiner Muttersprache geläufig dänisch und englisch, verstand auch ziemlich gut deutsch. Wir begnügten uns in Anbetracht der späten Abendstunde, nur die Hauptpunkte festzulegen, und liessen das Nähere auf den anderen Morgen, wo wir auch den zweiten Führer kennen lernen sollten; denn bei der grossen Anzahl von Pferden, die wir brauchten, wäre die Arbeit für einen einzelnen zu gross gewesen.

6. August. Nach dem Frühstück gingen wir nach der Bank, um isländische Noten zu kaufen; dann suchten wir wieder Magister Gröndal auf, mit dem wir das zoologische Museum ansahen; ein Prachtexemplar einer isländischen Schnee-Eule (Nyctea nivea Gray) gefiel uns am besten; auch eine interessante Sammlung von Vogeleiern war zu sehen, und Herr Gröndal, der fliessend deutsch spricht, erklärte uns alles genau.

Wieder im Hotel angelangt, fanden wir Finsen und seinen „second man“ schon wartend. Magnus Gunnarsson, von Beruf Sattler, ist ein intelligent und freundlich aussehender Mann von etwa 45 Jahren, der nicht den Eindruck machte, als ob er sich leicht durch irgend eine Schwierigkeit einschüchtern liesse. Wir gingen gleich an eine Revision unseres Gepäcks, um die Zahl der Pferdelasten festzustellen. Da zeigte sich zunächst, dass unser Zelt, das wir aus Deutschland mitgebracht hatten, für die kleinen isländischen Pferde zu gross und ungelenk war. Das schadete indessen nicht viel, denn wie Finsen uns sagte, konnten wir von Konsul Thomsen ein Zelt des Touristenvereines geliehen erhalten. Auch die Kisten, die für das Sammeln von naturwissenschaftlichen Gegenständen bestimmt waren, erwiesen sich als zu schwer; wenn ein Pony im Trab gehen soll, darf es nicht mehr als höchstens 50 Kilogramm tote Last tragen, und meine Kisten hatten zusammen siebzig. Mit den übrigen Dingen hatten wir keine Schwierigkeiten; nachdem festgestellt war, dass wir noch einiges an Konserven und Kochgeräten kaufen mussten, ergab sich folgende Verteilung: Ein Pferd für das Zelt, eines für Flinten, Stöcke, Schlafsäcke und Decken, eines für die drei photographischen Apparate mit Platten, Films, transportabler Dunkelkammer, sowie die wenigen Messinstrumente, ein drittes für die Sammelausrüstung, Alkohol, Gläser, Besteck etc.; diese Last musste von Anfang an leicht berechnet werden, da sie beständig wachsen würde. Ein viertes Pony trug Haushaltungsgeräte und Munition, sowie einen Teil der Mundvorräte, ein fünftes unser Privatgepäck, das sechste und siebente das Gepäck der Führer und den Rest der Konserven. Ferner mussten wir zwei Pferde für die Führer haben, vier für uns, und vier weitere mussten als Reservepferde zum Wechseln und für Fälle der Not mitgenommen werden.

Das gab zusammen siebzehn Stück; die drei abgezogen, die wir kaufen wollten, blieben vierzehn, die unsere Führer zu stellen hatten, darunter war auch das Reitpferd für Merton. Reit- und Packsättel, Zaumzeug und die nötige Anzahl der landesüblichen hölzernen Packkisten beschafften ebenfalls die Führer; auch sollten alle Pferde vor Beginn der Reise mit frischen Hufeisen versehen werden.

Der finanzielle Teil war bald erledigt. Der gewöhnliche Führerlohn von fünf Kronen*) pro Tag erfuhr in Anbetracht der langen Dauer unserer Reise — schätzungsweise sechs Wochen — eine gewisse Ermässigung, ebenso die Miete für die Pferde, die gewöhnlich 2 bis $2^1/_2$ Kronen per Tag und Stück beträgt. Auch die Packsättel und Kisten, soweit sie nicht Eigentum der Führer waren, erhielten wir zu einem billigen Preis geliehen.



Austurstraeti.

Dafür verpflichteten wir uns, für den Unterhalt von Finsen und Gunnarsson zu sorgen, sowie die Kosten für etwaige Extraführer zu tragen. Solche waren voraussichtlich bei Flussübergängen, Bergbesteigungen und durch die Wüste des Sprengisandur nötig.

Nun zogen wir zu Herrn Thomsens Kaufhaus — dem grössten in Island — und machten dort noch zahlreiche Einkäufe. Zu unseren in Edinburgh gekauften Vorräten an Konserven

*) 1 skandinavische Krone = K 1·34 ö. W. oder 1·12 Mark.

musste noch manches hinzugefügt werden, dann blieb noch Tabak, Alkohol für zoologische und angenehmere Zwecke, Kerzen, Streichhölzer, Kochgeschirr, Putztücher und manches mehr; auch Jacken und Hosen aus Oelleinwand nebst Südwestern, die bei Regenwetter unbezahlbar sind, wurden gekauft. Ferner machten wir die Erwerbung unserer Reitpferde perfekt. Wir bezahlten für alle drei zusammen 300 Kronen und hatten die Aussicht, sie bei unserer Rückkunft wieder zu irgend einem Preise veräussern zu können.

Man bezahlt in Island für ein Reitpferd selten weniger als 80 Kronen, nach der anderen Seite aber für besonders gute Tiere selbst 300 bis 400 Kronen und mehr. Packpferde erhält man für 50 bis 70 Kronen. Natürlich schwankt, besonders für den Fremden, der Preis stark nach dem augenblicklichen lokalen Angebote. Im Norden der Insel, wo die Pferde hauptsächlich gezüchtet werden, sind sie billiger als in der Hauptstadt, wo man für jedes Tier Weidegebühr an die Gemeinde entrichten muss. Wären wir sicher gewesen, die Pferde bei der Rückkehr gut anbringen zu können, hätten wir sie vielleicht alle kaufen sollen; doch wenn man dann mit 17 Pferden dasteht und der Dampfer schon pfeift, ist es schwer, gute Preise zu erzielen.

Nachdem die Einkaufsliste erledigt und das gesamte Gepäck den Führern übergeben war, lud Herr Thomsen uns ein, sein Warenhaus zu besichtigen. Es ist wirklich ein stattliches Geschäft, und man kann dort einfach Alles bekommen. Flinten und Zylinderhüte, Schaukelstühle und Petroleum, Fahrräder und Schnupftabak, Seehundsfelle sowohl, wie Armbänder. Ausserdem gehört dazu eine kleine Tabakfabrik, in der etwa 20 isländische Mädchen Zigarren in mehreren Qualitäten herstellen; in einem kleinen Nebenbau werden obendrein noch Fruchtbonbons fabriziert.

Der Rest des Tages und der ganze folgende gingen noch mit Einpacken und anderen Vorbereitungen hin; am Abend des 7. August wurde das Gepäck, das wir nach Akureyri senden wollten, an Bord gebracht und nach einem gemeinsamen Trunke mit unseren Führern trennten wir uns in dem frohen Bewusstsein, dass es morgen endlich losgehen würde.

II.

Bevor wir an die Schilderung unserer Reise selbst gehen, sind vielleicht einige Bemerkungen über die geographischen, geschichtlichen und sozialen Verhältnisse Islands nicht ohne Wert. Im Wesentlichen sind die folgenden Daten dem trefflichen Buche von Poestion *) entnommen, das wohl noch lange Zeit das beste Nachschlagewerk über Island bleiben wird.

Lage, Beschaffenheit des Landes und Klima.

Island liegt im Norden des Atlantischen Ozeans, zwischen 63° 24′ und 66° 33′ nördlicher Breite, also durchwegs südlich vom Polarkreis; sein Flächeninhalt beträgt 104.782 km^2 oder 1903 geographische Quadratmeilen, etwa ebensoviel, wie Bayern, Württemberg und Elsass-Lothringen zusammen genommen. Die Küste ist im Norden, Osten und Westen stark, im Süden dagegen fast gar nicht gegliedert.

Grosse, das Land durchziehende Gebirge gibt es auf unserer Insel nicht. Island ist im allgemeinen ein Hochland, dessen grösste Erhebung im Südosten liegt, wo die riesige Kuppe des Vatna-Jökull sich an einigen Punkten, wie am Oraefa-Jökull, bis über 2000 *m* erhebt. Sein nordwestlicher Ausläufer, der Tungnafells-Jökull, ist durch die breite Einsenkung des Sprengisandur von einem zweiten Bergmassiv getrennt, dem Hofsjökull, an den sich, nach NW. fortschreitend, der Langjökull schliesst; als letzter

*) J. C. Poestion: Island, das Land und seine Bewohner. Wien, Brockhausen & Bräuer, 1885.

in dieser Reihe liegt der Eyriksjökull; dieser überblickt bereits die ausgedehnte Hochfläche Arnarvatensheiði, die von einigen tief eingeschnittenen Flusstälern nach Norden und Westen entwässert wird. Die Einsenkungen zwischen den genannten Gebirgsstöcken bilden im allgemeinen die Wasserscheiden zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Eismeere, dem Vatnajökull entströmen nach Norden die Jökulsá und der Skjálfandafljot. Gemeinsam mit seinem Nachbar, dem Hofsjökull, entsendet er nach Südwesten die Þjorsá, während die zu dieser parallel fliessende Hvitá von Hofsjökull und Langjökull gespeist wird. Nach Norden ergiessen sich infolge der starken Gliederung der Küste zahlreiche Flüsse ins Meer, von denen ausser den schon genannten Jökulsá und Skjálfandafljot noch Eyjafjarðará, Heradsvötn und Blandá bedeutend sind.

Ein grosser Teil der Insel ist von erstarrten Lavamassen bedeckt, die sich teils in vorhistorischer Zeit, teils in jüngeren Perioden ergossen haben. Zu den letzteren gehört der grösste Lavastrom der Erde, der im Jahre 1783 dem Skaptarfellsjökull im Süden des Landes entströmte und weite Striche vorhin fruchtbaren Landes verheerend sich dem Meere zu wälzte und das Tiefland der Küste weit gegen Süden hin vergrösserte. Den grössten Flächenraum unter den isländischen Lavafeldern nimmt das Odaða- (d. i. Untaten) Hraun ein, welches im Norden des Vatnajökull das Land bis an den Mückensee bedeckt. Diese vollkommen unwirtliche Einöde ist im Jahre 1884 zum ersten Male von dem isländischen Geologen Thoroddsen durchquert und aufgenommen worden.

Das Reykjaneshraun erstreckt sich vom Langjökull bis in die Gegend von Reykjavik und weiter und setzt sich aus zahlreichen kleineren Lavafeldern zusammen, unter denen das Þingvallahraun geschichtlich und geologisch am interessantesten ist. In letzterer Hinsicht ist auch das Hallmundarhraun zu erwähnen, welches nördlich vom Eyriksjökull liegt und die Surtshellir enthält, eine lange und merkwürdige Höhle, die später genauer beschrieben werden soll.

Das Klima Islands ist, wie sich dies bei einer Insel von selbst versteht, ozeanisch und daher mild. Der Einfluss des Golfstromes bewirkt weiterhin, dass Island trotz seiner hohen Breite lange nicht solchen Kältegraden ausgesetzt ist, wie die bewohnten Teile von Grönland, die bedeutend südlicher liegen; gar nicht zu

sprechen von den auf gleicher Breite liegenden Teilen von Amerika. Doch wird die Milde des isländischen Klimas sehr durch die oft und zu allen Jahreszeiten vorkommenden Stürme abgeschwächt; die Hauptrichtung ist aus Ost und Nordost, und die von ihnen angerichteten Verheerungen sind nicht selten furchtbar. Besonders wenn durch lang anhaltende Winde aus Nord oder Nordost das Treibeis in die Fjorde gedrängt wird, sind die Folgen



Mittagsrast am 8. August.

für die Bewohner dieser Gegenden sehr schwer. In den Jahren 1866 und 1882, wo die Nordküste von derartigem Unheil heimgesucht wurde, war die Notlage der armen Leute, die von jeder Zufuhr zur See abgeschlossen waren, eine verzweifelte und bei dem spärlichen Erträgnisse, das das Land selbst in guten Jahren liefert, sind die Spuren eines einzigen derart schweren Winters, der das Weideland vernichtet, den Viehstand dezimiert und den Fischfang unmöglich macht, auf Jahrzehnte hin nicht zu verwischen.

Glücklicherweise gehören solche Heimsuchungen zu den Seltenheiten, und im allgemeinen ist sogar das Nordland günstiger gestellt als die südlichen Landstriche, nicht so sehr des Klimas wegen, das doch im Norden kälter ist, als wegen der günstigeren Bodenbeschaffenheit, die hauptsächlich eine ausgedehnte Viehzucht ermöglicht.

Geologischer Aufbau. Vulkane. Heisse Quellen.

Island hat sich in vortertiärer Zeit aus dem Meere zu heben begonnen und hatte in der Miocänperiode schon annähernd seine heutige Gestalt. Seiner durchaus vulkanischen Entstehung entspricht die Tatsache, dass es hauptsächlich aus Ergussgesteinen besteht, unter denen die Basalte und Trachyte den ersten Rang einnehmen. Besonders der Basalt ist es, der in Island sich wie nirgends sonst in den verschiedensten Varietäten vorfindet; am verbreitetsten ist der feinkörnige Anamesit, doch ist auch Dolerit in grossen Massen vertreten. Der eigentliche Basalt unterscheidet sich durch einen sehr geringen Olivingehalt von den Basalten anderer Erdtheile, und an Stelle anderer Kalkfeldspate tritt zum Augit an einigen Punkten Islands der Anorthit, so zum Beispiel in dem Lavafeld am Nordabhang der Hekla. Schichtenförmige Ablagerung und schöne Säulenstruktur lassen sich an fast allen Basaltmassen beobachten. Berühmt sind die Zeolithe im Basalt der Nordküste, worauf an anderer Stelle noch näher eingegangen werden soll.

Der Trachyt findet sich selten in zusammenhängenden Massen, sondern bildet einzeln stehende Bergkegel, von denen die Baula wegen ihrer landschaftlichen Schönheit am bekanntesten ist. Vorherrschend sind hier trachytische Gesteine, die ausser Alkalifeldspaten, Hornblende und Glimmer noch Augit, häufig Olivin enthalten. Mineralogisch interessant sind ferner die isländischen Liparite wegen der prachtvollen Obsidianvorkommen, die in Verbindung mit ihnen zu beobachten sind.

Von nicht vulkanischen Gesteinen sind die Lager von Braunkohle, Gagat und Surturbrandur zu nennen, welche Zeugnis von längst entschwundenen Perioden warmen Klimas ablegen, aber keine grosse Ausdehnung erreichen. Bedeutend für die Isländer von heute sind dagegen die Torflager, die das wichtigste Brennmaterial und einen der Hauptbaustoffe für die isländischen Häuser liefern.

Die Vulkane Islands aufzuzählen, wäre ein langwieriges Beginnen; allein auf der kleinen Halbinsel Reykjanes kennt man gegen 700 Krater; und die Stellen, an denen jemals flüssiges Gestein zu Tage getreten ist, zählen nach Tausenden. Hier seien nur fünf der bedeutendsten genannt: die Hekla, die Katla, dann Oeraefajökull, Krabla und die Krater des Laki.

Die Hekla hat in historischer Zeit 18 Ausbrüche gehabt, von denen wir Kunde haben; der letzte fand im Jahre 1845 statt. Ihr folgt die Katla mit 13 bekannten Ausbrüchen, von denen der älteste im Jahre 894 stattfand, der letzte 1860. Der Oeraefajökull ist seit 1727 still geblieben, und die Krabla, mit ihren Nachbarn Leirhnukr und Viti haben nach einer Periode von Ausbrüchen in den Jahren 1724 bis 1729 ihre Tätigkeit eingestellt. Die schrecklichsten Vulkanausbrüche, die je auf Island gewütet haben, fanden im Süden des Landes in der Vestur Skaptafells-Sysla statt. Im Jahre 1783 hatten die Krater des Laki Eruptionen, welche im Juni begannen und erst im September zu Ende kamen. Hiebei wurden von den Lavaströmen, die dem Meere zuflossen, 37 Bauernhöfe verwüstet und der ganze Viehstand der Gegend vernichtet; durch Hungersnot und Seuchen, die im Gefolge der durch den Vulkan angerichteten Verwüstung kamen, starben im Zeitraume von zwei Jahren über 9000 Menschen, damals ein Fünftel aller Isländer

Von heissen Quellen unterscheidet man in Island hverar und laugar, Springquellen und gewöhnliche heisse Quellen. Von den Springquellen ist der grosse Geysir in aller Welt berühmt. Er und seine kleineren Trabanten bilden den Hauptanziehungspunkt für alle, die Island besuchen. Andere Springquellen sind der Litli Geysir in der Landschaft Oelfus, der Árhver im Tale von Reykholt, der Oeskurholl am Nordostende des Langjökull und der Uxahver im nördlichen Teile der Insel, zwischen Myvatn und Akureyri. Gewöhnliche heisse Quellen finden sich im ganzen Lande in grosser Anzahl; Schwefel- und Schlammquellen besonders bei Reykjahlið am Myvatn und auf der Halbinsel Reykjanes.

Pflanzen- und Tierwelt.

Der rauhen Bodenbeschaffenheit und hohen Breite Islands entsprechend, ist seine Flora nicht sehr reichhaltig; sie bewegt sich etwa in denselben Grenzen, wie die von Finmarken oder

Südgrönland. Wald ist ein unbekannter Begriff und Berichte aus früheren Jahrhunderten, die von ausgedehnten Waldungen sprechen, sind auf Uebertreibungen der betreffenden Reisenden zurückzuführen. In vorgeschichtlichen Erdperioden freilich fanden sich Pflanzen, die auf ein Klima schliessen lassen, wie es heute in Mitteleuropa herrscht; es sind unter anderem fossil erhalten: Nadelhölzer (Araucarites und verschiedene Arten von Pinus), Birken, eine Erlenart (Alnus Kefersteinii Gp.), zwei Blätter einer Weide (Salix macrophylla Hr.), ferner Haselnuss, Eiche, Ulme, Platane, Ahorn, eine Weinrebe (Vitis islandica Hr.), und eine Wallnussart (Juglans bilinica Ung.). Heutigentags dagegen sind Birke und Weide die fast einzigen bescheidenen Vertreter des Baumwuchses, nebst einzelnen Wachholderbüschen und Ebereschen. Eine seltene Orchideenart, die sonst nur im nördlichsten Amerika vorkommt, ist Platanthera hyperborea. Von Wiesenblumen sind zu nennen: Dryas, Pinguicola, verschiedene Hahnenfussarten, Löwenzahn, Geranium, Bergmohn und Stiefmütterchen. In der Nähe heisser Quellen finden sich Pflanzen, die an anderen Punkten der Insel nicht fortkommen, so z. B. Wasserschnabel (Hydrocotyle vulgaris), Sumpfwollkraut (Gnaphalium uliginosum), Wegebreit (Plantago maior), der weisse Klee (Trifolium repens).

Die häufigsten Beerenfrüchte sind Krähenbeere (Empetrum nigrum) und Blaubeere (Vaccinium).

Von Nutzpflanzen sind ausser zahlreichen Grasarten vor allen von Bedeutung: das isländische Moos (Cetraria islandica), das in verschiedenen Zubereitungen genossen wird; eine verwandte Form das Mariengras (C. rivalis); die Bergengelwurz (Archangelica officinalis), die früher in hohem Werte stand, ebenso wie der wilde Hafer (Elymus arenarius) und eine Knöterichart (Polygonum viviparum). Jetzt sind diese Nährpflanzen durch eingeführtes Getreide verdrängt; an einzelnen Stellen wird sogar in bescheidenem Masse Gerste gebaut, gelangt aber nicht regelmässig zur Reife. Ausländische Pflanzen, die in Island mit Erfolg gezogen werden, sind die Kartoffel, Rüben und Kohl.

Die Tierwelt von Island ist ebenfalls ziemlich dürftig, doch ersetzt reiche Zahl an Individuen vielfach die Armut an Arten. Unter den Wirbeltieren stehen die Vögel obenan; Sumpf- und Wasservögel, besonders letztere, sind reich vertreten. Von

Raubvögeln ist der isländische Falke berühmt; ausserdem finden sich Fischadler (Haliaetos albicilla), Zwergfalke (Falco aesalon) und einige Eulenarten, besonders die seltene Schnee-Eule (Nyctea nivea). Singvögel sind selten; sehr häufig dagegen der Rabe (C. corax). Sehr wichtig und weitverbreitet ist ferner das Schneehuhn (Lagopus islandorum).

Von Landsäugetieren ist in Island nur der Eis-



Allmanagjá.

fuchs (Canis polaris) einheimisch; höchst selten kommen im Winter Eisbären mit treibenden Schollen an die Nordküste, wohl ohne sie je lebend wieder zu verlassen. Bemerkenswert ist das völlige Fehlen von Reptilien und, was weit erstaunlicher ist, von Lurchen; es gibt auf Island keine Frösche, trotz der weiten Sumpfwiesen und zahlreichen Insekten. Man hat Frösche versuchsweise ausgesetzt, doch gingen im ersten Winter alle zugrunde.

Von Süsswasserfischen finden sich nur Salmoniden, und zwar Lachs (Salmo salar), Lachsforelle (S. trutta), Saibling (S. salvelinus) und Bachforelle (Trutta fario).

Landschnecken sind häufig; die beschalten Formen fallen durch die aussergewöhnliche Dünne der Gehäuse auf, woran der Mangel an Kalk schuld ist.

Insekten sind besonders durch die Mückengattungen Culex und Simulia vertreten, die in manchen Gegenden den Aufenthalt für Mensch und Tier geradezu unmöglich machen; die berüchtigste Stelle ist der Mývatn (Mückensee) im Nordosten der Insel. Tagschmetterlinge und Spinner fehlen, dagegen sind Mikrolepidopteren ungemein häufig. Wilde Bienen sind nicht selten, Ameisen fehlen vollständig.

Spinnen, besonders Phalangiden, sind auf Schritt und Tritt in grossen Mengen zu treffen. Von Würmern ist der Regenwurm (L. terrestris) gleichfalls überaus gemein.

Auf die marine Tierwelt einzugehen, würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausführen.

Geschichtlicher Ueberblick.

Die erste urkundliche Nachricht über Island stammt von dem irischen Mönch Dicuilus, der die Angaben einiger seiner Berufsgenossen über die Insel „Thile“ in dem zirka 825 geschriebenen Werk „Liber de mensura orbis terrae“ wiedergibt. Von ihm rührt der heute noch übliche Irrtum her, Island mit dem „ultima Thule“ der Alten zu identifizieren. Die damalige Bevölkerung bestand aus wenigen keltischen Einsiedlern, die aus Irland und Schottland gekommen waren. Eine vorgeschichtliche Besiedelung Islands hat sicher nie stattgefunden.

In den Kreis der Weltgeschichte trat Island im neunten Jahrhundert. König Harald Haarfager hatte nach der Seeschlacht im Hafsfjord bei Stavanger 872 ganz Norwegen unter seinem Szepter vereinigt. Viele der trotzigen Kleinfürsten, die sich in die neuen Verhältnisse nicht schicken wollten, zogen es vor, die alte Heimat zu verlassen und den Seeraub anderswo zu betreiben. Die meisten wandten sich nach Schottland, Irland, der Normandie, andere auch nach den Färöern, und einige wenige nach Island, von dem drei

nordische Seefahrer, Naddoðr, Garðar und Floki, kurz vorher die Kunde nach Norwegen gebracht hatten. Die ersten, die sich entschlossen, mit Hab und Gut nach dem neuen Land zu segeln, waren Ingolfr Arnarson und sein Blutsfreund Leifr Hroðmarsson. Sie landeten an der Südküste der Insel, nachdem Ingolfr die Pfeiler seines Hausaltars ins Meer geworfen hatte mit dem Gelöbnis, er wolle sich dort ansiedeln, wo die Pfeiler ans Land getrieben würden. Er verlor sie aber aus den Augen und überwinterte zunächst bei dem nach ihm benannten Vorgebirge Ingolfshöfði. Im nächsten Jahr fanden seine keltischen Knechte die Pfeiler auf einer Insel in einer Bucht der Westküste; Ingolfr zog, den Göttern gehorsam, dorthin und nannte seine neue Heimat wegen des Rauches einiger heisser Quellen Reykjavik. Eine andere Legende, die eines gewissen Humors nicht entbehrt, leitet den Namen der heutigen Hauptstadt anders ab. Als nämlich Ingolfr fand, dass seine Altarpfeiler auf einer so kleinen Insel angetrieben waren, leistete er einen neuen Schwur: Er werde ein Feuer anzünden und sich dort niederlassen, wohin die Götter den Rauch senden würden. Vermutlich wartete er nun eine ihm erwünschte Windrichtung ab, zündete sein Feuer an, und als die Götter den Rauch in die hübsche Bucht hineinbliesen, baute er, treu seinem Gelöbnis, in dieser „Rauchbucht“ sein Haus.

Den ersten Landsuchern folgten bald mehr, meist Leute, die vergeblich versucht hatten, sich in Schottland und Irland zu behaupten, aber auch noch zahlreiche Familien aus Norwegen, so dass um das Jahr 920, als dieser Zuzug sich seinem Ende näherte, schon eine Anzahl von 400 Häuptlingen das Land unter sich verteilt hatten und die Gesamtbevölkerung, die sich aus den Verwandten, Freunden, Gefolgen und Knechten dieser Aristokraten zusammensetzte, über 10.000 betragen haben dürfte.

Von Island wurde um das Jahr 1000 auch Grönland entdeckt; der landflüchtige Erik hinn Räuði (d. i. der Rote) kam zuerst dahin und sein Sohn Leifr entdeckte die Küste von Amerika, die bis in das 15. Jahrhundert von Nordmännern bewohnt war, von denen einige sich sogar an Kreuzzügen beteiligt haben sollen, sicher aber ihre Abgaben an den päpstlichen Stuhl zahlten.

Die erste Verfassung Islands war eine freistaatliche, das Alþingi trat alle Jahre in der Ebene am Þingvalla-See zu-

sammen und schon im Jahre 1000 nahm diese Versammlung aus freiem Entschluss das Christentum an.

Eine dreihundertjährige Periode friedlichen Gedeihens für den jungen Staat begann. Lebhafter Handel verband Island mit Europa und wir finden in dieser Zeit viele Isländer als angesehene Gäste an den Fürstenhöfen Deutschlands und Skandinaviens, dessen Herrscher den Gedanken an eine Unterwerfung Islands freilich nie aufgegeben hatten. In das 12. und 13. Jahrhundert fällt auch die Blüte der altisländischen Literatur, die Niederschreibung der heimischen Geschichte, der Edda und der Heimskringla.

Innere Unruhen begannen im 13. Jahrhundert Island nach aussen hin zu schwächen, und erweckten die Eroberungslust der norwegischen Könige aufs neue. König Haakon der Fünfte schon versuchte auf diplomatischem Weg, die führenden Männer Islands zum Anschluss an Norwegen zu veranlassen, und tatsächlich unterwarf Island sich im Jahre 1264 ohne Kampf seinem Nachfolger, König Magnus dem Sechsten. Doch sollte es nicht lange unter norwegischer Herrschaft bleiben, schon 1380 wurde es durch die kalmarische Union an Dänemark abgetreten, zu dem es seither ununterbrochen gehört.

Auch die Dänen beliessen den Isländern eine gewisse Selbstverwaltung, ihr eigenes Þing, dasselbe, das seit 930 bei Þingvellir tagte, und eigene Bestimmungen über Heeresfolge und Abgaben. Doch kam Island wirtschaftlich sehr herunter, zumal der Handel ganz in die Hände der Engländer, später der Hansa geriet. Schwere vulkanische Verheerungen, Pest und Hungersnot suchten das Land heim, Seeräuber und Abenteurer nutzten die Lage für sich aus und zu alledem kam die blutige Einführung der Reformation; das Volk wurde zur Annahme der neuen Lehre gezwungen und Bischof Jon Arason, ein streitbarer Kirchenfürst, nach seiner Unterwerfung im Jahr 1550 zu Skálholt enthauptet. Der Handel wurde für Dänemark zum Monopol gemacht und die Isländer dadurch den schonungslosesten Ausbeutungen seitens der dänischen Kaufherren preisgegeben.

Das 18. Jahrhundert war voll der schwersten Heimsuchungen für Island; achtzehnmal herrschte Hungersnot im ganzen Land, die Vulkane Hekla, Katla und die Krater in der Skaptarfells-Sysla richteten ungeheure Verheerungen an, und 1707 rafften die Blattern

ein Drittel der Bevölkerung hinweg. Die Aufhebung des Handelsmonopols war nur ein notgedrungener Schritt, um den Ruin des ganzen Landes zu verhindern. Auch die politische Selbständigkeit Islands wurde 1800 bedeutend durch die Auflösung des Alþings eingeschränkt.

Während des dänisch-englischen Krieges im Jahr 1809 gelang es einem kühnen Abenteurer, dem Matrosen Jörgensen,



Partie aus der Allmanagjá.

sich mit einer handvoll bewaffneter Genossen in den Besitz von Reykjavik zu setzen, von wo er durch zwei Monate eine unsinnige Autokratie über die Insel ausübte. Ein englisches Kriegsschiff, das das nach dem Friedensschluss im Hafen erschien, setzte dem Treiben des Usurpators ein rasches Ziel.

Seither ist Island in einer Periode ständigen Fortschrittes begriffen. Es hat einen grossen Teil seiner Selbstverwaltung wiedererhalten und trotz mancher widriger Elementarereignisse im

19. Jahrhundert steht es jetzt doch auf einer höheren geistigen und wirtschaftlichen Stufe als je vorher.

Wirtschaftliche Zustände der Gegenwart.

Der Landbau beschränkt sich fast ausschliesslich auf die Ausnützung des Wiesenlandes, von dessen Zustand die Viehzucht, neben dem Fischfang und der Eiderentenzucht die bedeutendste Einnahmsquelle, abhängt. Von dem Ausfall der Heuernte hängt für den Isländer, der nicht an der Küste wohnt, alles ab. Der wichtigste Zweig der Viehzucht ist die Schafzucht. Die Wolle wird im Land verwendet, der reichliche Ueberschuss bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel, auch werden noch immer fertige Wollwaren exportiert. Milch, Fleisch, Talg und Felle der zahlreichen Schafe machen die Einfuhr dieser Dinge überflüssig, doch wird besonders Talg in steigendem Mass nach dem Ausland verkauft. Die Rinderzucht dient nur den inländischen Bedürfnissen und ist nicht von grosser Bedeutung, vielmehr ist sie in beständigem Rückgang zu gunsten der Schafzucht begriffen.

Das wichtigste Haustier, ja eine der ersten Lebensbedingungen, ist für den Isländer das Pferd. Es ist gleich den übrigen Nutztieren aus Norwegen eingeführt und bildet bei dem Mangel von Eisenbahnen und den grossen Distanzen des Landes das einzige und unerlässliche Transportmittel. Jeder Isländer, der nicht ganz arm ist, besitzt mindestens ein Pferd, und jeder Weg, der länger als ein paar Minuten ist, wird zu Pferd zurückgelegt. Der Hauptsitz der Pferdezucht ist im Nordland, von wo auch ein recht bedeutender Export nach den englischen Kohlendistrikten betrieben wird. Gegessen wird Pferdefleisch unter gewöhnlichen Umständen nie, wohl aber dient dasjenige geschlachteter oder verendeter Tiere als Köder beim Fischfang und wird sogar in schlechten Grasjahren mit Seetang vermischt den Kühen gegeben, ähnlich wie man es in Norwegen auch in guten Jahren mit den Fischköpfen macht, soweit sie nicht als Dünger gebraucht werden.

Hunde sind als Gehilfen bei der Schafzucht sehr häufig; sie gleichen den norwegischen und grönländischen Hunden; von den ersteren stammen sie ja her. Bei all ihrem Nutzen sind sie die Träger einer grossen Gefahr für Mensch und Vieh, nämlich des Blasenwurms der Taenia echinococcus. Dieser Bandwurm lebt in

erwachsenem Zustande im Dünndarm des Hundes; seine Eier gelangen mit den Exkrementen ins Freie und leicht an die Schnauze und das Fell des Hundes, oder aber ins Gras, wo sie vom weidenden Vieh aufgenommen werden. Durch den Genuss des Fleisches solcher Tiere oder auch vom Hund direkt findet leicht die Uebertragung auf den Menschen statt. Der Blasenwurm setzt sich bei diesem mit Vorliebe in der Leber fest und die dadurch verursachten Geschwülste führen in der Regel den Tod herbei. Bei dem intimen Verkehre, den Mensch und Hund besonders in



Hotel Valholl.

Island führen, ist denn auch die Krankheit dort leider nur allzu häufig. Ziegen und Schweine werden selten gehalten, letztere gegenwärtig nur mehr in den Küstenplätzen. Katzen dagegen findet man fast überall. Die Geflügelzucht wird wenig betrieben; die zahlreichen Wildvögel und ihre Eier machen sie überflüssig.

Von den wildlebenden Vögeln ist die Eiderente von der grössten Bedeutung; ihre Federn bilden einen Hauptausfuhrartikel und ein guter Eiderentenplatz ist für den Besitzer des Grundstückes eine Quelle des Wohlstandes; die Vögel werden auf das Allerstrengste geschont, und wer eine Eiderente schiesst, wird nicht als Wildschütze, sondern als Dieb bestraft. Auch die

Federn des Seepapageis (Mormon fratercula) werden ausgeführt. Von Vögeln werden weiter zahlreiche Schneehühner im Winter in frischem Zustande nach England verhandelt.

D e r F i s c h f a n g, der zum grossen Teil von Franzosen und Norwegern betrieben wird, liefert hauptsächlich Dorsch und Schellfisch in allen Zubereitungen, sowie den geschätzten Lebertran, der auch von Haifischen gewonnen wird. Der Häringsfang wird meist von Norwegern ausgeführt, die dafür Abgaben an Staatskasse und Grundeigentümer der Küste bezahlen. Zahlreiche andere Seefische werden in geringerem Masse gefangen. Die Süsswasserfische bilden eine der Hauptnahrungsquellen im Innenlande; Lachs wird auch in steigender Menge exportiert.

Der Walfischfang wird an den isländischen Küsten nur wenig betrieben; doch werden auf hoher See viele dieser Tiere erbeutet und zur Verarbeitung an einzelne Plätze im Nordland, vornehmlich Húsavik, gebracht. Auch der Grind, der auf den Färöern ein wichtiges Tier ist, wird nur dann gefangen, wenn besonders zahlreiche Schwärme sich in eine enge und flache Bucht verirren. Dagegen bildet die Seehundsschlägerei einen bedeutenden Erwerbszweig für einige Gegenden an der Nord- und Westküste.

Die J a g d liefert ausser Schneehühnern nur Füchse, deren Pelz aber den sibirischen bedeutend nachsteht. In Reykjavik kann man Blaufuchsbälge für 20 bis 30 Kronen kaufen, das Winterfell noch weit billiger

Ueber die Handelsverhältnisse zu sprechen, würde hier zu weit führen.

Der Verkehr mit dem Kontinent und England wird durch regelmässige Postdampfer von Kopenhagen aus unterhalten; diese laufen Leith und die Färöer an. Eine zweite Linie berührt Stavanger oder Bergen und die Färöer. Kabel führt nach Island keines, wie es denn auch auf der Insel keine Telegraphenleitung, sondern nur eine kurze Strecke Telephonverbindung gibt. Doch beschäftigt man sich jetzt mit Versuchen über Marconische Telegraphie. Die Post wird an der Küste durch die Kopenhagener und einige Lokaldampfer besorgt, im Inlande auf einigen Hauptwegen zu Pferd. Abgelegenere Gegenden bekommen nur höchst selten Post, und gelegentliche Reisende sind die üblichen Beförderer für Briefe oder mündliche Nachrichten.

Unterrichtswesen.

Dieses hat in dem unwirtlichen und dünnbevölkerten Lande mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Volksschulen gibt es nur in den Handelsplätzen. In Reykjavik ausser diesen noch die alte Gelehrtenschule, eine medizinische und theologische Schule. In Möðruvellir in Nordland ist eine Realschule, die nach Akureyri verlegt werden soll; landwirtschaftliche Schulen sind in allen grösseren Plätzen der Insel. Im Innenland sorgen die Eltern, einer gesetzlichen Verpflichtnng gemäss, dafür, dass ihre Kinder lesen, rechnen und schreiben lernen; meist werden sie darin vom Pfarrer, in manchen Bezirken von Wanderlehrern unterstützt. Auch kommt es oft vor, dass wohlhabendc Bauern gemeinsam mit ihren Nachbarn einen Hauslehrer halten und die Kinder für einige Monate in die Nachbarhöfe in Pension geben, oder sie auch für die Sommermonate nach einem Platz schicken, wo es eine ständige Schule gibt. Natürlich setzt all das eine grosse Opferwilligkeit voraus, und die Tatsache, dass es auf Island keinen geistig gesunden, dem Kindesalter entwachsenen Analphabeten gibt, zeugt von einer Aufklärung und Bildungsliebe, die man in der ganzen Welt nur beim Germanen finden kann. Und zumal in dieser Hinsicht können wir noch gar manches von unseren nordischen Brüdern erlernen.

III.

Windig und regnerisch brach der 8. August an und es war nicht erfreulich, die Reise gleich in Wettermänteln und Oelzeug beginnen zu müssen. Der Abmarsch war für zehn Uhr festgesetzt und vorher war noch einiges zu besorgen. Man musste noch einmal wegen der Koffer an Bord der „Ceres", die schon den Anker gelichtet hatte, wobei man sich freuen konnte, dass man bei dem heftigen Winde nicht zur See zu reisen genötigt war; und als die Pferde sich im Hof des Hotels ansammelten, fehlte noch manche Kleinigkeit an Riemen, Stricken oder Haken, so dass wir richtig gerechnet hatten, als wir annahmen, der Aufbruch würde sich einigermassen verzögern. Es war ein buntes Bild im Hof und dem Hintergässchen, in dem sich die bereits bepackten Ponies befanden; die kleine Karawane nahm sich recht stattlich aus; Islands Völker schienen versammelt, um uns gute Reise zu wünschen; besonders die Jugend war zahlreich vertreten und besetzte jeden Schritt Raumes, neugierig unsere Flinten und photographischen Apparate betrachtend; auch die Reisegenossen von der „Ceres", die die zweiwöchentliche Abwesenheit des Dampfers zu kleineren Ausflügen benützten, waren zum Teil erschienen, und als wir endlich um zwölf Uhr aufsassen und die Bankstrasse hinaufritten, konnten wir ganz stolz sein auf die Menge von Leuten, die uns mit Hüten und Tüchern nachwinkten.

Es war nicht so einfach, aus der Stadt hinauszukommen; die Reitpferde zeigten sich zwar willig, die Packtiere aber wollten lieber zuhause bleiben und trotzdem man nach Landessitte das Maul des einen an den Schwanz des anderen gebunden hatte,

machten sich doch drei oder vier los und liefen fröhlich nach der Stadt zurück; es dauerte wieder geraume Zeit, bis alle von neuem beisammen waren. Finsen und Gunnarsson bildeten nun die Nachhut und je zwei von uns ritten an jeder Seite der Strasse; so waren die Tragponies eingeschlossen und wurden durch zahlreiche Peitschenhiebe von der Aussichtslosigkeit eines Fluchtversuches überzeugt. Trotzdem kamen wir anfangs nur langsam von der



Bruará.

Stelle und zogen es deshalb vor, voraus zu reiten, zumal es schien, als ob die Führer ohne uns mit den Pferden besser fertig würden, als mit unserer wohlgemeinten, aber nicht immer erwünschten Unterstützung.

In flottem Galopp ging es die Þingvallastrasse entlang, an den heissen Quellen und dem Gehöft vorbei, wo wir bei unserem ersten Ausflug gerastet hatten. Der Himmel hatte sich aufgeheitert und die fröhlichste Wanderstimmung erfüllte uns vier; lag doch

eine Reise vor uns, die in allen Einzelheiten durchaus neuartig für uns war und von der wir annehmen durften, dass sie uns eine Fülle von bisher nie gekannten Eindrücken vermitteln, eine Menge von heiteren, lehrreichen und eigenartigen Dingen bieten würde.

Geysir, Hekla — man hat vor Jahren in der Schule davon gehört und mit grossem Respekt dieses Island betrachtet, das da ganz oben auf der Landkarte lag! Jetzt ist man dort, wirklich und wahrhaftig, auf der westlichen Halbkugel noch dazu, ganz nahe bei Grönland und trabt auf munteren Pferdchen bei Sonnenschein und blauem Himmel dahin, sechs Wochen der Freiheit und wohlgemuten Arbeit vor sich . . . Ein wahres Glück, dass Hunderttausende, die leicht dasselbe tun könnten, es vorziehen, sich im Schnellzug nach einem Hotel fahren zu lassen und dort für ihren Aerger schweres Geld zahlen! So bleibt wenigstens noch manches Fleckchen übrig für solche, die anderen Sinnes sind.

Nachdem wir eine Schlinge des kleinen Flusses, den wir schon kannten, auf zwei rotgestrichenen Holzbrücken übersetzt hatten, hielten wir auf einem Hügel an, um unseren „Train“ zu erwarten, den wir weit zurückgelassen hatten. Die Packgäule hatten sich in ihr Schicksal ergeben und trotteten jetzt, ohne länger aneinander gekoppelt zu sein, sittsam ihres Weges; wir schlossen uns wieder hinten an.

Ohne die Strasse und das Bewusstsein der Nähe von Reykjavik wäre die Gegend schon hier eine völlige Oede. Wellige, spärlich bewachsene Wiesen auf altem Lava- oder Moränenboden, unterbrochen von kleinen Tümpeln und kahlen steinigen Flecken, dehnen sich weithin aus, während flache Hügeln den Horizont begrenzen. Verstreut sieht man weisse Pünktchen, weidende Schafe, die den ganzen Sommer frei umherlaufen, ab und zu huscht ein Völkchen Schneehühner einer Bodensenkung zu oder ein paar Raben fliegen gemächlich davon.

Mächtige, über zwei Meter hohe Steinpyramiden stehen von Zeit zu Zeit am Strassenrand, um im Winter, wenn alles tief verschneit ist, den Weg zu weisen. Die Strasse nach Þingellir ist erst im Jahre 1898 vollendet worden. Früher führte dorthin kein gebahnter Weg, sondern nur ein durch die zahlreichen Pferde ausgetretener Saumpfad.

Gegen 2 Uhr hielten wir an einer Stelle, wo eine Tafel mit der Aufschrift: „Lofið hestunum að drekkja“ den Reisenden auffordert, seinen Pferden Zeit zum Trinken zu lassen. Darauf hat man in Island grosse Acht; die Pferde trinken überraschend oft und viel und auch wir mussten ihrem Bedürfnis Rechnung tragen; ebenso ritten wir in der Folge nie durch einen Fluss oder Bach, ohne den Tieren Gelegenheit zu geben, ihren Durst zu löschen. Nach einer Viertelstunde setzten wir unseren Weg fort und hielten erst um halb 4 Uhr wieder an, um Mittagsrast zu halten. Es war an einem kleinen See, dem Leiruvogsvatn, der einige hundert Schritte von der Strasse abseits lag. Ein Schwarm von Raben sass auf den Felsblöcken umher und wir hatten Gelegenheit, die kluge List dieser Vögel zu beobachten, die ganz der unserer Krähen ähnlich ist; einen vorbeitrabenden Reiter lassen sie getrost auf zwanzig Schritte herankommen; sowie man aber anhält oder gar mit der Reitpeitsche nach ihnen zielt, sind sie im Nu davon. Am See angelangt, liessen wir die Pferde grasen und packten etwas Brot und eine Büchse Ox tongue aus. Das Wasser war klar und kalt, doch wimmelte es von kleinen roten Copepoden; da wir aber keine Stelle finden konnten, die frei von diesen Krebschen war, tranken wir sie eben mit hinunter, ohne Schaden zu nehmen. Nach genossener Mahlzeit steckten wir unsere Pfeifen an und legten uns ins Gras, während mein Bruder uns ein kleines Konzert auf der Trompete gab; dieses Instrument trug später viel dazu bei, uns bei den Bauern beliebt zu machen, so dass wir alle froh waren, es mitzuhaben.

Hinter dem See kam bald die Stelle, wo die Strasse nach der Südküste abzweigt, und dann ging es einige Kilometer steigend fort, bis wir uns in etwa 300 *m* Seehöhe befanden; das breite Stück Landes, das uns noch vom Þingvallavatn trennte, heisst Mosfellsheiði und erstreckt sich nach Nord und Süd viel weiter, als der Breite nach. Hier gab es schon Schneehühner in Menge, aber die Schonzeit lief erst am 21. August ab; sonst hätten wir uns leicht ein reichliches Abendessen schiessen können. Rückblickend hatten wir noch eine wunderbare Aussicht über die Küstenebene und Reykjavik; mit dem Feldstecher konnte man noch die einzelnen Häuser erkennen, die sich scharf von der silberstrahlenden Wasserfläche abhoben. Dann schoben sich Hügel

vor das Bild und wir sagten dem Meer ein Lebewohl von einigen Wochen; erst an der Nordküste wollten wir es wiedersehen. Wir begegneten einen Zug von zwei Bauern, natürlich beritten, und einigen Packpferden, und unsere Lasttiere benützten das kleine Gewühl, das auf der Strasse entstand, zu einem Fluchtversuch, der nur durch viel Geschrei und kunstvolles Wegabschneiden, verbunden mit schweren Hieben, vereitelt werden konnte. Es ist bekanntlich nicht leicht, ein durchgehendes Pferd einzufangen, da das Nachreiten nichts hilft, wenn man nicht ein ungleich schnelleres Tier unter sich hat; unsere Führer besassen aber eine grosse Gewandtheit darin, die Ausreisser in grossem Bogen wieder in die gewünschte Richtung zu bringen, und Gunnarsson, der ein wahres Ungetüm von Peitsche handhabte, beherrschte damit die Gegend auf mehrere Meter im Umkreis und verschaffte sich unter unseren vierbeinigen Reisegefährten bald so grossen Respekt, dass schon sein drohendes „No! No!“ genügte, um jeden Aufruhr im Keime zu ersticken.

Nachdem wir um 6 Uhr wieder einige Minuten gerastet hatten, ritten wir auf eine Hügelkette zu, die noch den Þingvallavatn unserem Blicke entzog. Links an der Strasse lag ein Bauernhof und bald konnten wir den See und die weite Ebene nördlich davon zu Gesicht bekommen. Ueberraschend ist der Weg, der von der Hochfläche hinabführt. Mit einemmal steht man am Rande eines viele Meter tiefen Absturzes und der Weg biegt scharf nach links ab und senkt sich steil in einen zerklüfteten, romantischen Engpass, die berühmte Allmanagjá.

In ihrem bekannten Reisewerke*) schildern Preyer und Zirkel die Allmanagjá (das ist aller Leute Schlucht) mit folgenden Worten: „Die gewaltige Allmanagjá ist eine der wunderbarsten Naturerscheinungen der Welt. Wenn wir es versuchen, ein Bild von der grausigen Kluft zu entwerfen, so geschieht das im sicheren Vorgefühle, auch hier wie so oft nur mangelhaft mit Worten malen zu können, denn die Allmanagjá gehört zu den Dingen, welche man sehen muss, um daran zu glauben. Sie ist so ungeheuer, so kolossal, dass man sie nur in kleinerem Mass-

*) W. Preyer und F. Zirkel, Reise nach Island im Sommer 1860 (Leipzig 1862), S. 80 ff.

stabe sich vorzustellen vermag, und sie jedesmal, wenn wir sie wiedersehen, uns grösser und imposanter erscheint als das Bild, das sie unserem Geiste zurückliess. Es ist in der Tat nicht übertrieben, wenn Lord Dufferin behauptet, es sei der Mühe wert, um die Erde zu reisen, nur um die Allmanagjá zu sehen . . ."

Ich kann nicht umhin, diese Schilderung masslos übertrieben zu finden. Wer sich nach ihr seine Vorstellung gebildet hat und nun mit aufs höchste gespannten Erwartungen an Ort und Stelle



Mein Reitpferd.

kommt, muss notwendigerweise schwer enttäuscht sein, und die Folge wird sein, dass er kaum imstande ist, die Schönheit und den romantischen Reiz der Allmanagjá, die ja gewiss vorhanden sind, anzuerkennen; man wird fast gezwungen, sie seinerseits herabzusetzen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Man kann das oben Zitierte mit viel mehr Recht von der Via mala oder der Liechtensteinklamm sagen, und wenn ein Mann, der den Cañon des Colorado oder — man braucht nicht so weit zu gehen — das Bodetal im Harz gesehen hat, und herbeigereist kommt, womöglich um die halbe Erde, nur um die Allmanagjá

zu sehen, so wird er fluchen wie ein Heide und sein Geld zurückverlangen.

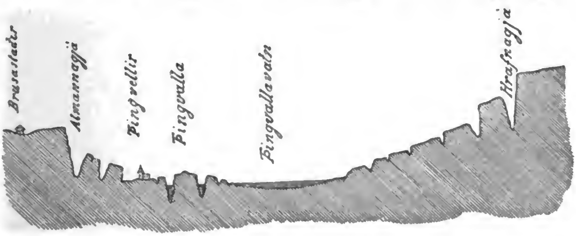
Der Weg führt erst zwischen zwei hohen Basaltwänden steil bergab und übersetzt dann das Flüsschen Oexará, das durch eine eingestürzte Stelle der rechten Wand in die Ebene tritt. Durch dieselbe Oeffnung führt auch die Strasse hinaus, während die Schlucht sich noch, an Tiefe abnehmend, weiter nach SW. fortsetzt. Wir konnten nun endlich in der weiten Ebene das kleine Þingvalla-Hotel sehen, zu dem uns ein Ritt von wenigen Minuten hinbrachte.

Wir kamen um $^1/_2$9 Uhr abends dort an und sahen mit Vergnügen, dass wir die einzigen Gäste waren. Der nächste Tag sollte ein Rasttag sein und der Umgebung gewidmet werden; so richteten wir uns denn ganz häuslich ein. Das kleine Hotel ist originell eingeteilt. Es besteht aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln; der erstere bildet eine geräumige Halle, die durch einen Vorhang in Vorraum und Speisezimmer geteilt ist. Rechts und links führen Gänge in die Seitenflügel, und in diesen sind, wie auf einem Schiffe, die einzelnen Zimmer in zwei Reihen angeordnet; der rechte Flügel ist erste Klasse, der linke enthält die Zimmer zweiter Klasse, Küche und Vorratsräume. Jedes Zimmer hat zwei Betten, die kojenartig übereinander angebracht sind; eine einfache und praktische Einteilung. Der Besitzer des Hotels ist Temperenzmann und zwingt seine Gäste, mit Fruchtlimonaden und Milch vorlieb zu nehmen. Unser Abendessen war übrigens recht gut und wir hatten kräftigen Appetit. Die Pferde wurden nach dem nahegelegenen Bauernhof gebracht, da in der Ebene von Þingvellir kein Gras wächst.

Nach einer Abendzigarre — die Ration war ein Stück pro Mann und Tag — gingen wir, sehr zufrieden mit unserer ersten Tagesleistung, zu Bett und liessen die eingehendere Betrachtung der Umgegend auf den folgenden Morgen.

9. August. Vor dem Frühstück wanderte ich mit meiner Camera nach der Allmanagjá, um einige Aufnahmen zu machen. Auch sollte heute Mertons grosser photographischer Apparat, der mit seinem Zubehör und den vielen Platten fast eine Pferdelast ausmachte, eingeweiht werden, und unsere Flinten und Hämmer desgleichen. Von der Brücke aus, auf welcher die Strasse die Oexará

übersetzt, hatte ich einen herrlichen Ausblick über die breite, von zahlreichen Spalten zerrissene Ebene nach der düsteren Mauer der Hrafnagjá (das ist Rabenschlucht), die im Südwesten einen ähnlichen Abschluss bildet, wie die Allmanagjá im Nordosten. Das dazwischen liegende Gelände, dessen südlicher Teil vom Þingvallavatn bedeckt wird, ist, was die Geologen einen Einsturzgraben nennen. Ursprünglich war der jetzt tiefliegende Teil auf gleicher Höhe, wie die Ränder der ihn begrenzenden Hochfläche. Unterirdischen Hohlräumen folgend, hat sich — wohl gelegentlich eines Erdbebens — der unterminierte Teil parallel zu sich selbst gesenkt und die harte Felsdecke hatte dabei eine Anzahl Risse bekommen, die alle dieselbe Richtung haben, wie die Randklüfte, nämlich von NO. nach SW. Die Sprünge, die die abgesunkene



Masse von der in ihrer Lage gebliebenen trennen, sind natürlich die größten, und an ihnen sind, zumal in der Almannagjá, noch gut die Stellen zu unterscheiden, die vor der Verwerfung aneinander gelegen hatten; umso leichter, als der Basalt der Allmanagjá aus deutlich übereinander angeordneten Bänken besteht, deren frühere Zusammengehörigkeit leicht zu erkennen ist. Die Sprunghöhe, das ist der Unterschied zwischen dem stehen gebliebenen und dem verworfenen Teile, beträgt an den schönsten Punkten etwa 30 bis 40 *m*. Sie nimmt nach Südwesten ständig zu, mit anderen Worten, der südwestliche Teil der Þingvallaebene ist tiefer abgesunken, als der nordöstliche; demzufolge zeigt die eingestürzte Decke ein sanftes Gefälle nach SW. und in den tiefstgelegenen Stellen haben sich die Gewässer des Sees angesammelt. Die beigegebene Profilskizze mag zur grösseren Klarheit des eben Gesagten beitragen.

Um 10 Uhr machten wir uns auf den Weg; Finsen begleitete uns und führte uns zunächst nach der Stelle, wo der Ueberlieferung gemäss in früherer Zeit das Alþingi getagt hatte; es ist dies ein ebener Platz zwischen zwei tiefen, mit Wasser gefüllten Spalten, an dessen einem Ende sich ein niederer Hügel erhebt. Auf diesem hatten die Häuptlinge und Redner gestanden, während die übrige Versammlung den Platz zwischen den Spalten erfüllte; die eine derselben ist nach einem Manne namens Flosi benannt, der sich, von Alþingi zum Tode verurteilt, durch einen kühnen Sprung über die Kluft gerettet haben soll. Genauere Forschungen haben übrigens ergeben, dass trotz der zähen Tradition die Volksversammlung nicht auf der Ebene, sondern in der Almannagjá selbst abgehalten wurde.

Das Weiterkommen auf dem zerklüfteten Terrain war durchaus nicht leicht. Die vielen breiten Spalten nötigten uns zu grossen Umwegen, bis wir jedesmal eine Stelle fanden, wo die Kluft durch Felstrümmer ausgefüllt oder schmal genug war, dass man sie überspringen konnte. Ausserdem hatte der Boden noch zahllose kleinere Risse, die trügerisch mit Moos überkleidet waren, so dass grosse Vorsicht nötig war, wollte man nicht durchbrechen. Zur Nachtzeit würde man sicher in den ersten fünf Minuten in irgend einer Spalte liegen. Die tieferen von ihnen sind mit klarem, kalten Wasser gefüllt, das teils sichtbar, teils unterirdisch dem See zuströmt. Einige der längeren Spalten setzen sich bis dorthin fort und sind so tief, dass ihr Grund bisher nicht mit dem Lot erreicht werden konnte. Die Farbeneffekte, die das smaragdgrüne Wasser zwischen den grauroten Felsen hervorrief, waren wunderbar schön, und wir empfanden es wieder einmal schmerzlich, dass noch kein kluger Kopf die Welt gelehrt hatte, diese Reize auf die photographische Platte zu bannen. Wir kletterten in mehrere der Spalten hinab und machten einige Aufnahmen; dann nahmen wir unseren Weg nach der Almannagjá, um diese näher kennen zu lernen.

Bevor die Strasse angelegt war, konnte man vom Plateaurand nur über eine steile Trümmerwand, die von einer kleinen Seitenschlucht gebildet war, in die Ebene hinunter gelangen.

Jetzt hat man diese Schlucht durch Sprengungen erweitert und das so gewonnene Gestein zum Nivellieren der Strasse benützt;

diese erreicht die Hauptschlucht erst kurz oberhalb der Brücke und berührt derart den schönsten Teil der Allmanagjá überhaupt nicht. Bei der Brücke sammelt sich die Oexará zu einem kleinen See, bevor sie in einer hübschen Kaskade durch eine Bresche in der Felswand in die Ebene tritt. Die gegenüberliegende, höhere Wand sah von unten recht unersteiglich aus; bei näherem Zusehen fanden wir jedoch manchen Halt in dem zerklüfteten Gestein und erstiegen auch glücklich den Rand der Hochfläche; Merton kletterte mit seinem Riesenapparat auf der anderen Seite hinauf und



Geysir-Hütte.

photographierte uns von dort. Wieder unten angelangt, begannen wir ein eifriges Steineklopfen und gewannen mehrere Stücke von dem schönen eisengrauen Basalt, der eine prachtvolle schwammige Struktur zeigte. Unser Finsen überwachte mit Besorgnis dieses Treiben, da er an die „poor ponies“ dachte, die die schweren Steine sechs Wochen lang herumtragen sollten; wir kamen aber auf die gute Idee, die Beute von Þingvellir nach Reykjavik zu schicken, wohin am nächsten Tag eine Post abging; so konnten wir diesmal noch unseren Sammelgelüsten freien Lauf lassen. Schwerbeladen kamen wir beim Haus an, machten uns aber

gleich wieder auf den Weg, um den Wasserfall der Oexará zu besuchen, der sich etwa 2 *km* oberhalb der Brücke befindet. Die Tiefe der Allmanagjá, die von der Oexará, das ist Axtfluss, längs durchzogen wird, ist hier kaum mehr 20 *m*, der Höhenunterschied zwischen den beiden Wänden ungefähr halb so gross. Wir waren von der falschen Seite herangekommen und mussten erst, nach Umgehung mehrerer Spalten, die nach der Ebene zuliegende Felswand überklettern, bevor wir, von Stein zu Stein springend, das rechte Ufer des Flüsschens erreichen konnten. Der Wasserfall, der senkrecht vom Rand der Almannagjá in die Kluft herabstürzt, ist 10 bis 12 *m* hoch und bot im hellen Sonnenschein ein anziehendes Bild; ein Regenbogen zitterte in dem feinen Wasserstaub, der das üppige Gras am Bach in frischem Grün leuchten liess. An einer trockenen Stelle streckten wir uns auf den weichen Boden; mein Bruder, der Tabakverwalter war, wurde zur Herausgabe der Zigarrenration gezwungen; einer von uns hatte auch etwas Schokolade mit, dazu tranken wir aus dem Wasserfall und fühlten uns unbeschreiblich wohl.

Ein gelegentlicher Blick nach der Uhr brachte uns zum Bewusstsein, dass es schon viertel nach 3 Uhr war; und wir hatten für zwei Uhr das Essen bestellt! Eilig stolperten wir über die Felsblöcke nachhause. Aber dort war noch gar nichts fertig; der Wirt hatte seine Lachsforellen nicht rechtzeitig fangen können und erklärte uns, dass es noch eine halbe Stunde dauern würde. Die Zeit bis dahin verbrachten Dr. Reichard und Merton damit, nach einer alten Konservenbüchse zu schiessen; Paul und ich benützten die Gelegenheit, um in einer der Lavaspalten ein kurzes, eiskaltes, aber köstliches Bad zu nehmen. Kurz nach 4 Uhr setzten wir uns zu einer kräftigen Mahlzeit und nach Beendigung derselben zeigte sich die unbedingte Notwendigkeit, dem Zigarrendepot einen eintägigen Vorschuss zu entnehmen; waren wir erst in der Wildnis, konnten wir leichter mit der Pfeife vorlieb nehmen als hier, wo wir noch verhältnismässig von Luxus umgeben waren.

Mittlerweile hatte Finsen beim Pfarrer am See die Erlaubnis eingeholt, dass wir ein wenig Jagd machen dürften und um 6 Uhr zogen wir mit unseren Flinten aus, nach dem See zu. Unser Hauptzweck war, einige Exemplare des Brachvogels (Numenius

phaeopus L.) zu schiessen, der in Mitteleuropa nur auf dem Durchzug vorkommt, hier aber ein ziemlich häufiger Brutvogel ist; doch waren diese Tiere von einer unglaublichen Schlauheit, so dass wir gar nicht zum Schuss kommen konnten. Dr. Reichard, der am rechten Ufer geblieben war, erlegte aber dafür einen Austernfischer (Haematopus ostrealegus L.), so dass wir wenigstens nicht leer heimkamen. Enten sahen wir nur einige weit draussen auf dem See. Die Mücken, die uns arg zusetzten und das schwierige Terrain minderten unseren weidmännischen Eifer stark herab; wir trösteten uns mit der Hoffnung, dass wir später noch öfters Gelegenheit zu ergiebigerer Jagd haben würden und erschienen um 8 Uhr mit verdächtiger Pünktlichkeit zum Abendessen. Nachher wurden die gesammelten Steine verpackt, die Kisten in Ordnung gebracht und um 11 Uhr gingen wir zu Bett.

Sonntag Früh regnete es; nach dem Frühstück gingen Finsen und Gunnarsson nach dem Bauernhof, wohin die Pferde zur Weide gebracht worden waren. Merton, der sich auf solche Dinge versteht, balgte den Hämatopus ab, dann zogen wir unser Oelzeug an und warteten, bis die Führer zurückkamen. Fortwährend kamen Bauern aus der Umgegend, um dem Gottesdienst in der kleinen Kirche am See beizuwohnen; auch Frauen befanden sich unter ihnen und die Leute machten, nachdem sie abgesattelt hatten, in ähnlicher Weise Toilette, wie es auch in Norwegen bei den Kirchenfahrten geschieht. Sie hatten über ihre Feiertagskleider weite nonnenartige Gewänder gezogen und sahen darin recht düster aus; als sie sich aber aus diesen herausgeschält hatten und in ihren silbergestickten schwarzen Miedern, weissen Vorhemden und koketten Häubchen zöpfeflechtend und scherzend in der Halle umhersassen, boten sie ein recht anmutiges Bild. Hübsch sind die Sättel, deren sich die Frauen bedienen. Das Gestell ist wie das eines Packsattels, nur mit Leder überzogen und mit Messingnägeln verziert; das Oberteil ist ein mit rotem Plüsch überzogener, gepolsterter Sessel, mit halbkreisförmiger Lehne; diese ist oft mit reich getriebenem Messingblech beschlagen und wir hatten später Gelegenheit, wahre Kunstwerke in dieser Hinsicht zu sehen. Ein Fuss wird durch eine Art Kistchen gestützt, das an zwei Riemen herabhängt; der andere bleibt frei und dient hin und her pendelnd zum Antreiben des Pferdes. Die Frauen

benützen nicht die Riemenpeitsche, sondern biegsame Reitgerten nach unserer Art, in denen auch mancher Luxus entfaltet wird.

Um 10 Uhr kamen die Führer mit den Pferden zurück; an Weidegeld mussten wir fast 7 *K* bezahlen — 40 Oere für jedes Tier; gewiss ein gutes Geschäft für den Eigentümer der Wiese; aber man muss auch bedenken, dass Gras in Island ein kostbarer Artikel ist, zumal nur sehr gute Wiesen öfters als einmal im Jahr gemäht werden können. Nachdem wir auch noch dem Wirt von Þingvellir seinen Teil gegeben hatten, ritten wir um $^3/_4$11 Uhr ab. Wenn man früh aufbricht, kann man den Weg nach den Geysiren in einem Tag bewältigen; wir hatten aber die Absicht, anderthalb Tage darauf zu verwenden und in Laugarvatn, wo es heisse Quellen zu sehen gab, zu übernachten.

Wir ritten zunächst in östlicher Richtung über die Ebene, in vielen Windungen die Spalten umgehend, auf die Hrafnagjá (d. i. Rabenschlucht) zu, die wir nach einer halben Stunde erreichten. Sie ist an keiner Stelle so hoch wie die Allmanagjá, auch breiter, bis zu 50 bis 60 *m* und hat auch lange nicht so steile Wände. Vielfach ist sie mit Trümmern ausgefüllt, die natürliche Brücken bilden. Ein Serpentinenpfad führt nach der Höhe und als wir diese erreicht hatten, befanden wir uns auf der Lyngdalsheiði, der Fortsetzung der Mosfallsheiði, mit der sie vor dem Absinken der Þingvalla-Ebene zusammengehangen hat. Zur Linken liegt der Hrafnabjörg, vor uns streckte sich die Kette der Kálfstindar und Klukkutindar aus; diese zu umgehen, mussten wir einen weiten Bogen nach SO. beschreiben, so dass wir den Þingvallavatn noch lange Zeit sehen konnten. Von hier aus bekamen wir erst einen richtigen Begriff von seiner stattlichen Grösse; er ist, der Krümmung nach gemessen, von der Kirche von Þingvellir bis zum Ausfluss des Sog, 15 *km* lang; die grösste Breite senkrecht darauf beträgt ungefähr 7 *km*; er ist der grösste der zahllosen isländischen Seen. In seinem südlichen Teil liegen zwei kleine Inseln, Sandey und Nesey, die, soweit sich dies aus der Entfernung beurteilen liess, alte Krater zu sein schienen. Sein Ausfluss, der Sog, vereinigt sich mit der Hvitá und mündet bei Eyrarbakki an der Südküste in ein breites Haff. Da die kleine Oexará der grösste Zufluss des Sees ist, muss man wohl annehmen, dass er direkt durch Quellen gespeist wird.

Als wir die südlichsten Vorberge der Kálfstindar erreicht hatten, bogen wir wieder nach Osten und während der Tross unter Gunnarssons Führung voraustrabte, machten wir auf Anraten Finsens einen Abstecher in die Hügel, um den Tintrom zu sehen, den wir in einer Viertelstunde erreichten. Es ist das ein sogenannter Schlackenschornstein, der dadurch entstanden ist, dass zur Zeit, als der Fels dort noch flüssige Lava war, eine dampf-



Becken des Grossen Geysir.

gefüllte Blase nahe der Oberfläche geplatzt war und das zähe Gestein kraterartig in die Höhe getürmt hatte. Der so entstandene Kegel ist etwa 4 *m* hoch und hat an der Basis 8 bis 10 *m* im Durchmesser. An der Nordostseite befindet sich das Loch, durch welches die Dämpfe entwichen waren. Es hat zirka 75 *cm* im Durchmesser und der unterirdische Hohlraum scheint ziemlich gross und tief zu sein; Steine, die wir hineinwarfen, kollerten eine Viertelminute ehe sie zur Ruhe kamen. Wie uns Finsen er-

zählte, hatte sich einmal ein Engländer hinabseilen lassen, war aber wieder heraufgekommen, ohne das Ende des Ganges erreicht zu haben. Das klingt jedenfalls ganz interessant und der phantasievolle Leser mag hier den Eingang zum Mittelpunkt der Erde suchen, wenn er an den Krater des Snefells Jökull nicht glauben will. Leider hatten wir keine Camera mit uns und ich musste mich mit einer flüchtig gezeichneten Skizze begnügen.

An der Tuffpyramide des südlichsten Kálfstindur vorbei ritten wir den Abhang hinab der Karawane nach und erreichten den Anschluss, als wir eben aus dem Hügelland auf eine mit üppigem Gras bewachsene Wiese kamen, die, flach wie ein Tisch, von einem vielgewundenen Bache durchzogen wurde. Wir erreichten diesen nach einem flotten Galopp und machten dort Mittagsrast. Die kahlen, düsteren Kálfstindar lagen nun nördlich von uns, und während Gunnarsson das Proviantpferd einfing und abpackte, ritten wir nach dem nächsten Abhang, wo in dem mürben Palagonittuff eine mannshohe und etwa 20 *m* tiefe Höhle ausgewaschen war. Als wir eintraten, stürzten wie ein Wirbelwind ein paar Dutzend Schafe an uns vorbei angsterfüllt ins Freie. Sonst war an der Höhle nichts von Interesse, ausser den Namen, die von Reisenden und Führern in das weiche Gestein geritzt waren. Auch Gunnarsson hatte sich hier schon verewigt.

Zum Lagerplatz zurückgekehrt, fanden wir schon Teller, Tassen und eine Konservenbüchse bereit. Wir kochten Tee und konnten dabei zum erstenmal den Hartspiritus benutzen, den wir in Edinburgh gekauft hatten. Dieses Brennmaterial kann allen Touristen wärmstens empfohlen werden. Es wird in kleinen Blechbüchsen mit Schraubdeckel aufbewahrt und hat vor flüssigem Spiritus den grossen Vorteil, dass es nicht ausfliessen kann und dass man immer eine oder zwei Büchsen zur Hand hat, während der übrige Vorrat in der Kiste bleiben kann. Wir hatten 48 Büchsen und kamen damit die ganze Reise hindurch bequem aus. Als Kochständer dient ein kleiner Dreifuss, der aus drei flachen Gusseisenstücken zusammengesteckt wird; unten setzt man die Büchse hinein, oben darauf kommt der Teekessel oder die Fleischbüchse; dann zündet man die Masse, die die Konsistenz und das Aussehen von Vaseline hat, an und lässt sie nach Wunsch brennen, worauf man sie durch Aufsetzen des Deckels zum Erlöschen

bringt; der Inhalt erstarrt wieder und kann ohne Stoffverschwendung das nächstemal weitergebrannt werden.

Erfreulicherweise hatte sich das Wetter gebessert und wir konnten gemütlich Rast halten. Während wir assen und tranken, sahen wir von Süden her einen Mann und eine Frau in ziemlicher Entfernung vorbeigaloppieren; der Mann zog ein lediges Pferd hinter sich her und schwenkte grüssend den Hut; Finsen sagte uns, es sei der Adjunkt Saemundsson, Zoolog an der Lateinschule von Reykjavik, und seine Frau. Sie ritten gegen Laugardalz zu und waren bald unseren Blicken entschwunden. Auch einen Raubvogel sahen wir hoch über uns kreisen; der Grösse nach musste es ein Seeadler (Haliaëtus albicilla Gray) gewesen sein; denn dieser ist ausser zwei Falken- und zwei Eulenarten der einzige Raubvogel Islands. Leider war keine Möglichkeit, ihn aus seinem luftigen Revier herunter zu holen.

Als wir wieder weiter wollten, ging es erst an ein umständliches Pferdefangen. Die Tiere waren mehrfach über die Schlingen des Baches gegangen und hatten sich auf der Wiese weit zerstreut. Aber unsere Führer machten ihre Sache gut. Jeder lief bis zum nächsten ledigen oder Reitpferd und dann fädelten sie Stück für Stück auf, bis sie, alle fünfzehn vor sich hertreibend, wieder zum Lagerplatz zurückkehrten. Dr. Reichards Schwarzer hatte die Peitsche verloren und es war wenig Aussicht, sie wieder zu finden; aber Finsen blieb zurück, galoppierte kreuz und quer über die Wiese, und nach einer Viertelstunde kam er uns nachgesprengt und hatte richtig die Peitsche gefunden. Fröhlich trabten wir weiter, und nachdem wir eine nahegelegene Hügelkette überschritten hatten, sahen wir die weite Ebene von Laugardalz vor uns und erblickten den Laugawatn, dessen Rand von weissen Dampfwolken besetzt war, deren auch an mehreren Stellen in der Ebene welche zu bemerken waren. Es hatte wieder zu regnen begonnen und die anderthalb Stunden, die wir noch zu reiten hatten, verliefen ziemlich eintönig. Um 6 Uhr kamen wir vor dem Gehöft an, das, wie gewöhnlich, aus Basalt, Torf und Wellblech gebaut war und einen ganz reinlichen Eindruck machte. Während Kaffee gekocht wurde gingen wir zum See hinab, um die heissen Quellen zu sehen. In der Nähe befanden sich drei Austrittstellen; die mittlere hatte vier Krater zweiter Ordnung, von denen der

grösste in Zwischenpausen von 2 bis 3 Minuten bis 1 *m* hoch aufwallte; von den beiden anderen Quellen, die nur brodelndes Wasser lieferten, ohne sich zu besonderer Höhe zu erheben, war eine zu einem Waschplatz eingefasst. Das Wasser des grössten Kraters hatte an der Austrittstelle 98° C. und brachte grosse Blasen von Dampf und Schwefelwasserstoff mit herauf. An der Mündung des Abflusses in den See, wo das Wasser noch nahe an 60° C. warm war, sammelten wir eine Menge von fischlaichartigen Algen von der zu den Cyanophyceen gehörigen Gattung Nostoc. Etwas weiter von der Mündung weg, bei 30° C., war diese Form so massenhaft, dass wir sie mit vollen Händen aus dem Wasser schöpfen konnten. Das die Quellen umgebende lehmige Erdreich war mit einer Schichte von Kieselsinter bedeckt und an trocken liegenden Steinen fanden sich Inkrustationen von Schwefel.

Zum Abendessen gab es schöne Forellen, dazu Milch und Rughbrauð, ein lederartig zähes Roggenbrot in Pfannkuchenform, das aber ganz wohlschmeckend war. Auch versuchten wir die isländische Nationalspeise Skyr, ein Gericht aus saurer, geronnener Milch mit Zucker, konnten uns aber nicht damit befreunden. Für die Nacht bekamen zwei von uns Betten, die beiden anderen bereiteten sich aus Schlafsäcken und Mänteln ein Lager auf dem Fussboden. Um 10 Uhr legten wir uns nieder, nachdem wir vorher die gesammelten Algen in Formol konserviert hatten. Morgen sollten die Geysire erreicht werden.

IV.

Auch der 11. August begann mit Regenwetter, doch war der Himmel an der Windseite klar und daher Besserung zu hoffen. Nach dem Frühstück bot die Bauersfrau uns silberne Knöpfe, Schnallen und gestickte Halskrausen zum Kaufe an, doch wählten wir nur einige Kleinigkeiten, da wir ja noch am Beginn unserer Reise waren. Es war hier das erstemal, dass wir bei Bauern Quartier gehabt hatten und ich erwähne daher, dass die Rechnung für Nachtlager, Abendessen, Frühstück und Pferdegrasung 19 K betrug; gewiss ein ziemlich hoher Preis in Ansehung der Einfachheit des Gebotenen, zumal es ausgeschlossen war, dass der Mann das, was er uns geliefert hatte, anderswie hätte verkaufen können. Wir kamen wieder erst nach 11 Uhr zum Wegreiten. Um das Nordende des Laugarvatn führte uns der Weg durch dichtes Gestrüpp von Zwergbirken (Betula nana L.), das oft beim Fortkommen recht hinderlich war. Das schlechte Wetter benahm uns jeden Landschaftsgenuss und der Vormittagsritt war recht trübselig.

Unsere Mittagsrast hielten wir nach dem Uebergang über die Bruará (d. i. Brückenfluss). Es spricht für die Seltenheit von Brücken im Inneren Islands, dass ein Fluss von einer solchen seinen Namen erhält. Seit einigen Jahren — ich glaube 1899 — ist eine hübsche Holzbrücke mit Steinpfeilern gebaut worden. Früher wurde der Fluss auf merkwürdige Art überschritten. Kurz oberhalb der neuen Brücke klafft mitten im Fluss eine mehrere Meter breite Spalte, in die das Wasser von allen Seiten brausend hineinstürzt. Nur über diese Spalte war vorher ein Brettersteg

gelegt; der übrige seichtere Teil zu beiden Seiten dieser »Brücke« musste durchritten werden. An die Oertlichkeit knüpft sich folgende Anekdote:*) Im Jahre 1602, erzählt man, war ein hartes Jahr auf Island, viel Volk trieb sich bettelnd herum. Besonders aufgesucht wurde der reiche Bischofssitz von Skálholt, am Zusammenfluss der Bruará und Hvitá gelegen. Da brach der Verwalter, angetrieben von der Frau des Bischofs, die Brücke ab, um so den Zugang für die Bettler zu erschweren. Aber zum Lohn hiefür ertrank er selber im Fluss, und auch von der Familie des Bischofs soll das Glück gewichen sein.

Bevor wir essen konnten, hatten wir mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der um die Konservenbüchse gelötete Streifen beim Oeffnen abriss und der Büchsenöffner nicht zu finden war. Nachdem Gunnarssons Messer bei weiteren Versuchen abgebrochen war, kramten wir unser ganzes Gepäck aus, um das fehlende Instrument zu suchen. Ich legte bei dieser Gelegenheit ein Verzeichnis unserer Mundvorräte an und bevor ich mich dessen versehen hatte, war ich zum Verwalter der Proviant- und Tabakreichtümer ernannt. Vielleicht interessiert es den Leser zu erfahren, was wir alles mithatten: Büchsen zu 2 Pfund englisch: 2 Ham and Chicken, 4 Ox tongue, 1 Ham and tongue, 1 Roast-Beef, 1 Cooked Beef. Büchsen zu $1^1/_2$ Pfund: 3 Pressed Beef, 2 Ham and Chicken. Eine kleine Büchse Sardine paste. 3 grosse Büchsen Kakao, 1 eingemachte Aprikosen, 2 Pfund Tee, 4 Büchsen Liebigs Fleischextrakt, 1 Flasche Worcestershire-Sauce, 1 Flasche Kognak, 4 Pfund Schokolade, 2 grosse Blechbüchsen mit Zwieback und Biskuits, endlich 4 Pfund Zucker und etwas Salz. Damit wollten wir bis Akureyri langen, wo uns neue Vorräte erwarteten. Butter, Brot und öfters auch kaltes Fleisch nahmen wir von den Bauernhöfen mit, wo wir Quartier hatten. Aus Reykjavik hatten wir 100 Tomsen'sche Zigarren mitgenommen; für Pfeifentabak und Zigaretten musste jeder nach seinem Bedürfnis sorgen.

Nachmittags wurde das Wetter besser und wir waren dem Tross stets um einige Kilometer voraus. Um $^1/_2$6 Uhr kamen wir an eine Wegteilung und waren unserer Richtung nicht ganz sicher; schon wollten wir warten, als Dr. Reichard, der voraus-

*) Kahle, Ein Sommer auf Island (Berlin, Ad. Bodenburg 1900), S. 105.

geritten war, um die Gegend zu rekognoszieren, uns ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Wir waren schon in grosser Spannung, die Geysire zu erblicken und trieben unsere Pferde nach dem Hügel zu, auf dem er neben seinem Rappen stand. Von dort bot sich uns ein überraschender Anblick. Zu unseren Füssen lag eine weite, sumpfige Ebene, die von einem vielgewundenen Fluss durchzogen war. Nach Nordosten war sie im Halbkreis von hohen



Der grosse Geysir in Tätigkeit.

Bergen eingeschlossen; in ihrer Mitte erhob sich ein isolierter Hügel aus dunklem Gestein; sein flacher südlicher Abhang sah aus, wie von der Sonne beschienen, mit gelber bis orangeroter Farbe; und auf dem ganzen grossen lichten Fleck waren dicht aneinander eine Menge von weissen Dampfwolken, unter ihnen eine besonders hohe, die jedenfalls dem grossen Geysir zugehörte.

Wir warteten nun nicht länger, sondern galoppierten den Hügel hinab, voll Ungeduld, diesen weltberühmten Punkt zu er-

reichen. Einige seichte Arme des erwähnten Flusses mussten durchritten werden, dann ging es, was die Pferde laufen konnten, über die Wiesen dem Laugafjall zu. An einem kleinen Bauernhaus vorbei und uns links wendend, erreichten wir das für die Fremden errichtete kleine Haus, das hart am Rand des eigentlichen Quellenterrains steht. Keine der Quellen zeigte besondere Symptome, und wir konnten daher zunächst die Quartierfrage erörtern. An der Türe des kleinen Wellblechhauses trat mir ein Mann entgegen, den ich natürlich für den Wirt hielt. Ich sprach ihn dänisch an, worauf er mir erst englisch, dann deutsch antwortete. Meine Fragen, ob wir für uns und unsere Führer Quartier bekommen könnten, ob unsere Pferde hier bleiben könnten oder nach dem Bauernhaus müssten, beantwortete er sehr freundlich und als ich mich erkundigte, ob Gäste im Hause seien, erklärte er mit schalkhaftem Lächeln: »Nur meine Frau und ich!« Nun ging mir ein Licht auf; es war der Professor Saemundsson, der gestern bei der Mittagsrast an unserem Lagerplatze vorbeigeritten war. Wir freuten uns sehr, ihn kennen zu lernen, und als er hörte, dass drei von uns Zoologen seien, waren wir rasch gute Freunde.

Gleich nachdem wir abgesattelt und die Pferde einem kleinen Mädchen zur Aufsicht anvertraut hatten, begaben wir uns nach den Quellen. Herr Saemundsson ging mit uns und erklärte uns die einzelnen Punkte.

Das eigentliche Geysir-Terrain liegt, wie schon erwähnt, am südöstlichen Abhang des Laugafjall (das ist Heisserquellen-Berg). Der überall von Kieselsinter und Schwefel inkrustierte Streifen, auf dem die verschiedenen Quellen entspringen, ist 200 bis 300 *m* lang und vielleicht halb so breit. Fast überall ist der Boden so heiss, dass die Hand nicht lange darauf ruhen kann, und in zahlreichen dampfenden Bächlein rieselt das heisse Wasser der verschiedenen Sprudel zu Tal, um sich, zu einer stärkeren Wasserader vereint, in den Tungnafljót zu ergiessen. Der von der Hitze geborstene und von den Wasserdämpfen zermürbte Boden ist dicht besäet mit Löchern, denen teils unter Dröhnen und Brodeln kochendes Wasser entströmt, oder die unter bösartigem Zischen und Pfauchen grössere und kleinere Dampfstrahlen entsenden; einige unter ihnen, flache Becken, liegen still, nur aus dem tiefen

Schlund in ihrer Mitte wallen ab und zu Dampfblasen auf. Unter diesen Quellen herrscht die grösste Mannigfaltigkeit bezüglich der Farbe des Wassers; die einen, deren ganzes Inneres mit Sinter ausgekleidet ist, sind klar, und das sich nach der Mitte zu vertiefende Wasser zeigt alle Abstufungen von der durchsichtigsten Klarheit zu zartem Himmelblau, tiefem Stahlblau und dunklem Schwarz-Violett. Andere sind eben so klar, zeigen aber eine prachtvolle Abtönung aller Arten von Grün, bis auch sie nach der Tiefe zu schwarz wie Tinte werden. Der absteigende Schlund dieser Quellen geht nicht immer senkrecht hinab, sondern führt oft schräg und gar nicht steil nach der Seite hinunter, so dass man, über ihm stehend, nur durch ein dünnes Gewölbe von dem kochenden Wasser getrennt ist. Andere Quellen sind wieder ungestüme Gesellen, die in ihren Sintertöpfen wallen und sieden, kleine Wassergarben über die Oberfläche schleudern und mächtige Dampfwolken entwickeln, ohne sich aber zu wirklichen Ausbrüchen aufraffen zu können. Noch andere, die aus lehmigem Boden zutage treten, haben eine Menge Erdreich aufgelöst und sich so zu einem zähen, kochenden Brei verdickt, dessen Oberfläche in beständigem Aufwallen begriffen ist, und aus dem sich grosse Dampfblasen hervorringen, um mit lautem Geräusch zu zerplatzen. Diese Quellen haben, je nach dem Erdreich, das sie enthalten, eine dunkelbraune, tomatenrote, schwefelgelbe, auch hellblaue Farbe, und das von ihnen austretende Wasser lässt auf seinen Weg bergab einen bunten Streifen zurück, der sich mitunter sehr effektvoll von der gelblichen Sinterdecke abhebt. An einigen Stellen ist auch der Boden auf mehrere Quadratmeter wie von Mauslöchern durchwühlt, und aus jeder der kleinen Oeffnungen fährt ein schwefelig riechender Dampfstrahl heraus, bald senkrecht in die Luft, bald flach über den Boden hin; tritt man mit dem Fusse ein Loch in die Decke vom Sinter oder durchstösst man sie mit dem Stock, — gleich fährt einem ein neuer Strahl entgegen, ganz als ob pfauchende kleine Geisterchen ihr unterirdisches Reich verteidigen wollten.

Wir wagten anfangs kaum, auf diesem verdächtigen Boden einen Schritt nach vorwärts zu tun, denn rechts und links, vorn und hinten brummt, zischt und spritzt es in allen Tonarten und mit jedem festen Tritt erwartet man durchzubrechen oder auf den

von Wasser überrieselten Stellen auszugleiten; wer in einen dieser Hexenkessel hineinfällt, liefert wohl eine kräftige Bouillon, kommt aber sicher nicht mehr lebend heraus; und der Kuckuck mochte wissen, wie dünn vielleicht die Decke war, auf der man eben stand, und ob man nicht im nächsten Augenblick wenigstens bis an die Knie im heissen Schlamm stecken würde. Nach einiger Zeit aber lernten wir uns die gangbaren Stellen zwischen den einzelnen Becken und Kesseln merken und fühlten uns dann bald unter ihnen heimisch, gaben ihnen Namen und fanden die interessanteren heraus. Bemerkenswert wegen ihrer Farbenschönheit sind die „Zwillinge“, zwei annähernd kreisförmige Becken, zwischen denen eine Sinterbrücke von einem halben Meter Breite und etwa ebensolcher Dicke durchläuft; unter dieser Brücke hängen die Gewässer beider zusammen. Da jede der Quellen einen eigenen Schlundkanal hatte, ist anzunehmen, dass sie ursprünglich von einander getrennt waren und erst nach und nach die dünne Zwischenwand unter Wasser durchnagt haben. Ihr Wasser ist wunderbar blaugrün, füllt die rotgelben Becken bis an den Rand und liegt spiegelglatt, bis auf ein ganz leichtes Kräuseln in der Mitte jedes der beiden Kreise.

Ausser diesen Quellen, die beständig in gleicher Weise Wasser von sich geben, finden sich noch vier andere, die periodische Ausbrüche haben oder hatten, — die eigentlichen Geysire. Bei einem von ihnen, dem Litli Strokkur, ist es jedoch zweifelhaft, ob man die Zwischenpausen zwischen den wenigen Ausbrüchen, die er hatte, als Perioden ansehen darf; gegenwärtig springt er ebensowenig wie sein grösserer Namensbruder, der Strokkur. Das Jahr 1896, welches ein heftiges Erdbeben für Süd-Island brachte, hat in der Tätigkeit der Geysire ziemliche Aenderungen gebracht. Vorher sprang der grosse Geysir schon seit Jahrzehnten nur in immer grösser werdenden Zwischenräumen; es kam vor, dass Reisende zwei, drei Wochen lang vergeblich auf einen Ausbruch warteten; dafür sprang der Strokkur alle Tage ein- bis zweimal und erreichte mitunter eine Höhe von 30 *m* und mehr. Seit dem Jahre 1896 jedoch hat er seine Tätigkeit vollständig eingestellt; der grosse Geysir dagegen springt seither durchschnittlich jeden Tag, und zwar höher als zuvor; einer seiner Ausbrüche wurde von Bunsen und Descloiseaux, die im Jahre 1846 längere Zeit

dort zubrachten, mit 150 Fuss gemessen; das war noch vor der Periode relativer Ruhe, die der Geysir in den letzten Jahrzehnten hatte; jetzt ist er zu seinem früheren Temperament zurückgekehrt, obzwar natürlich lange nicht alle Ausbrüche so hoch sind, wie die wenigen seltenen, die als Höchstmasse bekannt sind.

Der dritte Geysir, der durch das Jahr 1896 keine Abänderungen erfahren hat, ist ziemlich am südöstlichen Ende des



Geysir nach einem Ausbruch.

Quellenterrains, während der grosse Geysir im äussersten Nordosten und der Strokkur in der Mitte liegt. Er ist sowohl unter dem Namen Litli Geysir als auch unter der Bezeichnung Óþerris-Hola bekannt. Da der erstere Name leicht zu Verwechslungen mit einem anderen Geysir führt, der in der Landschaft Oelfus in SW. von Island liegt und gleichfalls Litli Geysir genannt wird, so ist es angezeigt, sich an den Namen Óþerris-Hola zu halten. „Óþerris“ ist „Un-dürre“, also Nässe, „Hola“ bedeutet Loch.

Man erklärte uns den Ursprung des Namens daraus, dass das Springen dieses Geysirs nasses Wetter ankündige. Da der Óþerris-Hola aber täglich zweimal Ausbrüche hat, und das schon seit Jahrhunderten, käme man zu dem Schluss, dass es in der Gegend beständig regnen müsse. Richtiger scheint es mir, den Namen daher abzuleiten, dass der Óþerris-Hola „nie trocken" ist, sondern immer voll Wasser und in eifriger nasser Tätigkeit.

Endlich ist im Jahre 1896 ziemlich hoch am Abhang des Laugafjall, ausserhalb des zusammenhängenden Quellenterrains, eine neue Austrittstelle entstanden, die man nach König Christian IX. benannt hat. Neben ihr findet sich auch ein Denkstein, der an den Besuch des Königs im Jahre 1874 erinnert; besser gesagt, die neue Quelle ist neben diesem Denkstein zutage getreten; daher ihr Name.

Zu einer eingehenden Betrachtung der einzelnen Geysire liess uns der hereinbrechende Abend nicht mehr Zeit; auch war auf einen Ausbruch des grossen Geysirs nicht zu hoffen, da er, wie Herr Saemundsson uns erzählte, an diesen Tag schon eine kleine und eine mittelmässige Eruption gehabt hatte. Unsere Packpferde waren auch schon seit einiger Zeit angekommen und so gingen wir nach dem Gepäck zu sehen und dann zum Abendessen. Das kleine Hotel ist ein ebenerdiges Gebäude aus Holz und Wellblech mit einem Basaltunterbau. Die Eingangstüre liegt einige Stufen hoch und führt in einen rechteckigen Raum, in dessen Mitte ein langer Tisch und zwei Bänke standen. Nach drei Seiten führten eine Anzahl Türen nach den Schlafkammern und der Küche. Im ganzen können ungefähr 20 Personen beherbergt werden. Das Haus wurde vor zwei Jahren vom Konsul Thomsen erbaut und an den Bauern in der Nähe erst verpachtet, dann verkauft. Unser Mahl, das wir in der angenehmen Gesellschaft des Professors Saemundsson und seiner Frau zu uns nahmen, bestand, wie vorauszusehen war, aus Forellen und Hammelfleisch. Der Tee war in praktischer Ausnutzung der Verhältnisse mit Geysirwasser abgekocht, schmeckte aber ein bischen schwefelig. Wir waren daher sehr erfreut, als Finsen, der diese Seite unseres deutschen Charakters rasch erfasst hatte, uns mit geheimnisvollem Lächeln mitteilte, dass wir auch Bier haben könnten; man dürfe es aber nicht sagen. Ich hoffte, dass meine

Indiskretion für den fürsorglichen Wirt keine unangenehmen Folgen hat. Natürlich war das Bier nicht billig, da es aus Kopenhagen kam und von Reykjavik auf Pferderücken hieher gebracht werden musste.

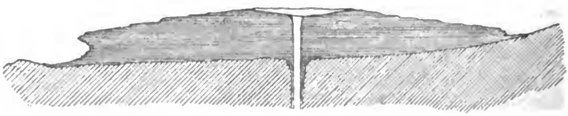
Während wir nach dem Essen rauchend und plaudernd beisammen sassen, ertönte plötzlich ein dumpfes Dröhnen, das ganz wie eine Reihe von fernen Kanonenschüssen klang — der regelmässige, sehr charakteristische Alarm vor einem Ausbruch des Geysirs. Alles stürzte vors Haus und lief auf den Geysir zu. Es war aber blinder Lärm gewesen; nur ein mächtiges Aufwallen zeigte sich in dem Becken, begleitet von kolossaler Dampfentwicklung; nach einer Minute war alles wieder still. Später, als es schon ganz dunkel war, hörten wir auch den Óþerris-Hola lange Zeit rumoren; doch liessen wir uns dadurch nicht stören. Wir waren sicher, unseren emsigen kleinen Freund auch bei Tag zu sehen.

Es war unsere Absicht, zwei Tage bei den Geysiren zuzubringen, und da uns sehr daran gelegen war, einen schönen Ausbruch zu erleben, wendeten wir gleich am nächsten Vormittag das »Mittel« an. Es ist bekannt, daß man Geysire durch Hineinwerfen von Seife zum Springen reizen kann; demzufolge gaben wir dem großen Geysir um 10 Uhr morgens eine Dosis von acht Kilogramm; man kann Seife in großen Mengen in der Schutzhütte kaufen. Wie uns unsere Führer versicherten, reagierte der Geysir darauf sicher innerhalb zwei bis drei Stunden. Wir stellten uns mit unseren Apparaten in Bereitschaft, die Momentverschlüsse wurden gespannt und dann die Seife Stück für Stück in den Schlund geworfen. Ein heftiges Aufwallen, das einige Minuten darauf stattfand, war wohl nicht damit in Zusammenhang zu bringen.

Erwartungsvoll standen wir auf unseren Posten; bald aber nötigte uns der Wind, der den Dampf auf die photographischen Apparate zutrieb, den Platz zu wechseln, was wir in der nächsten Stunde noch öfters tun mussten. Kurz vor zwölf Uhr, also kaum zwei Stunden nach der Seifenfütterung, erfolgte denn auch ein richtiger Ausbruch; leider kam der Wind gerade auf mich zu, so dass aus meinen Aufnahmen nichts wurde. Die Eruption, die wir sahen, erreichte eine Höhe von etwa 15 *m*; der Dampf jedoch,

der sich über die Wasserstrahlen erhob, mag wohl an die dreissig hoch gewesen sein. Ich will im folgenden versuchen, eine allgemeine Beschreibung des Geysirs und Schilderung eines Ausbruches zu geben, obzwar das schon oft von berufenerer Feder geschehen ist.

Der Kegelstumpf des grossen Geysirs ist 6 bis 7 *m* hoch und hat an der Basis einen Durchmesser von etwa 50 *m*. Er besteht aus ziemlich festem, gelbbraunem, an frischen Brüchen hellgelbem Kieselsinter, der an der Oberfläche vielfach eine feine, moosartige Skulptur zeigt. Das Becken des Geysirs hat einen Durchmesser von 15 bis 17 *m* und ist annähernd kreisrund. In seiner Mitte öffnet sich das senkrechte Schlundrohr, dessen Tiefe von Bunsen mit 23 *m* gemessen wurde; sein Querschnitt ist unregelmässig eiförmig und hat in der grössten Dimension nahezu 2 *m* Durchmesser. Das Becken selbst ist tellerförmig; seine Tiefe



Profil des grossen Geysirs.

unter der äusseren Kante beträgt am Rande des Schlundrohres ungefähr 1 *m*. (S. Profilskizze.)

In normalem Zustande ist das Bassin bis an den Rand mit klarem Wasser von zirka 80° C. gefüllt, das nur ganz wenig nach allen Seiten überfliesst. Wenn sich ein Ausbruch vorbereitet, bemerkt man zunächst ein Steigen des Wassers und ein verstärktes Ueberfliessen; zugleich wird das Wallen und Aufsteigen von Blasen über dem Schlundrohr heftiger. Ein unterirdisches Dröhnen wird hörbar, das sich bald in eine Reihe von einzelnen Schüssen zerlegt; jeder Detonation folgt ein immer heftigeres Aufkochen des Wassers, das nun unter mächtiger Dampfbildung in grossen Massen über den Kegel herabströmt. Die Schüsse folgen rascher und rascher aufeinander und werden wieder zu einem anhaltenden Donner, der den Boden erzittern macht. In der Mitte des Beckens erhebt sich eine dunkle Wasserkuppe, die zerreissend weisse Garben in die Höhe schleudert; sie fällt zurück, steigt und zerplatzt von neuem,

und nun schiesst unter ungeheurem Getöse ein dicker Strahl hervor, riesige Dampfwolken mit sich reissend und über sich auftürmend. Prasselnd fällt er in das Becken zurück, sofort gefolgt von einer neuen Entladung, einer dritten und vierten in wechselnder Höhe. Je nach der Stärke des Ausbruches wiederholt sich dieses grandiose Schauspiel verschieden oft, bis ein allmähliches Schwächerwerden der ausgeschleuderten Wassermassen eintritt.



Mündung des Strokz.

Schliesslich sind diese nicht mehr imstande, das Becken auszufüllen, sondern steigen nur mehr aus dem Schlundrohr auf, um sofort dahin zurückzufallen; auch das im Becken befindliche Wasser fliesst nach innen ab und zehn Minuten nach dem ersten Aufwallen ist das Bassin leergelaufen; man kann dasselbe betreten und in den Schlund hinabsehen, in dessen Tiefe das Wasser noch in unregelmässigen Stössen brodelt, bis es sich endlich beruhigt. War die Eruption sehr stark, ist fast die ganze Tiefe leer, bei ge-

ringeren Ausbrüchen sinkt der Spiegel oft nur wenige Meter. Nun beginnt das Wasser wieder langsam zu steigen, erreicht den Rand des Schlundes, füllt allmählich das Becken aus, und nach ein bis drei Stunden ist der Zustand, von dem wir ausgegangen waren, wieder erreicht, während sich in der Tiefe langsam die nächste Eruption vorbereitet.

Die geläufigste Erklärung des Geysirphänomens rührt von Bunsen her und lässt sich kurz folgendermassen zusammenfassen: der Druck der Wassersäule in dem 23 *m* tiefen Schlundrohr bewirkt, dass das Wasser am Grund der Röhre sich nicht, wie unter normalen Verhältnissen, bei 100° C. in Dampf verwandeln kann, sondern wie Bunsen gemessen hat, eine Temperatur von nahe an 130° C. erreicht und dabei noch flüssig bleibt. Ist dieser Punkt überschritten und kann das Gewicht der Säule im Ausflussrohr die Dampfbildung nicht mehr verhindern, verwandelt sich ein Teil des überhitzten Wassers in Dampf und dringt als mächtige Blase an die Oberfläche. Dadurch wird, besonders wenn dieser Vorgang sich einigemale wiederholt, in der Tiefe Raum für neue Dampfentwicklung, und das in der Röhre befindliche Wasser wird schussartig hinausgeschleudert. Es fällt sofort wieder zurück, doch haben sich inzwischen schon weitere Dampfmassen freigemacht, die es von neuem hinauftreiben. Natürlich kühlt sich das Wasser durch die starke Verdunstung an der Luft bedeutend ab, so dass allmählich ein Ausgleich der Temperatur in der Tiefe und Höhe des Schlundes eintritt. Das meiste Wasser strömt ausserdem über den Rand des Beckens ab, so dass der Druck der übriggebliebenen Säule die fortgesetzte Dampfbildung nicht mehr verhindern kann. Nach dem Ausbruche ist die Röhre ganz oder teilweise leer; erst allmählich steigt der Spiegel wieder und unter dem wachsenden Gewichte beginnt sich das Wasser am Grunde neuerdings zu überhitzen; wenn der entsprechende Grad erreicht ist, folgt die nächste Eruption.

Die unregelmässige Länge der Zwischenpausen zwischen den einzelnen Ausbrüchen lässt sich aus der wechselnden Stärke der unterirdischen Zuflüsse des Geysirs erklären; auch kann man unterirdische Reservoirs, Zusammenhängen mit anderen Quellen u. s. w. zuhilfe nehmen. Das Geysirphänomen lässt sich übrigens mit einer unten angeheizten wassergefüllten Kochflasche, deren

Mündung sich in ein langes Rohr mit einem Becken an der Spitze fortsetzt, ohne Schwierigkeit experimentell nachmachen.

Merkwürdig ist das Reagieren des Geysirs auf hineingeworfene Seife. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass beim Auflösen der Seife, das in dem heissen Wasser sehr rasch vor sich geht, Strömungen hervorgerufen werden, die den überhitzten Wasserteilen ein Aufsteigen in eine Höhe ermöglichen, in der sie sich schon in Dampf verwandeln können. Ist erst durch das Aufsteigen der ersten Blase Raum für weitere geschaffen, folgen die übrigen Erscheinungen von selbst.

Da für diesen Tag ein weiterer Ausbruch unwahrscheinlich, ein schönerer so gut wie ausgeschlossen schien, kamen wir überein, einen Ritt nach dem ungefähr zwei Stunden südwestlich gelegenen, von der Hvitá gebildeten Gullfoss zu machen, der uns als äusserst sehenswert geschildert worden war. Auf Herrn Saemundssons Gesellschaft mussten wir leider verzichten. Er brach gleich nach dem Mittagessen mit seiner Frau wieder nach Reykjavik auf, wo wir aber sicher waren, ihn am Schluss der Reise zu treffen. Um 3 Uhr ritten auch wir, von unseren Führern begleitet, ab. Das Wetter war klar, die Luft still und warm. Im Norden glänzte und schimmerte der Bláfellsjökull und hinter ihm die ungeheuren Eismassen des Langjökull im hellen Sonnenschein und die fünf schneidigen Zinnen der Jarlhettar (Fürstenhüte) hoben sich scharf von dem silbernen Hintergrund ab.

Zwei kleine Flüsschen mussten durchritten werden, bevor wir an den Tungufljót kamen. Dieser ist sonst kein grosser Fluss, jetzt aber, zur Zeit der stärksten Schneeschmelze, war er an der Uebergangsstelle etwa 150 *m* breit und wälzte seine milchweissen Gewässer mit grosser Schnelligkeit dahin. Es war unser erster richtiger Flussübergang, und es war klar, dass dieses Ereignis photographisch festgehalten werden musste. Demzufolge ritt ich, der den handlichsten Apparat hatte, zuerst mit Gunnarsson hinüber. Wegen der starken Strömung musste man das Pferd sehr kurz halten und den Stromauf-Zügel fest anziehen. Es ist ein ganz verrücktes Gefühl, wenn man sich mitten im Strom befindet; wegen der Trübe des Wassers ist der Grund nicht zu sehen und da man auf das Pferd achten muss und nicht in die Luft gucken darf, hat man keinen Begriff, ob man überhaupt vorwärts kommt.

Es hat den Anschein, als ob man sich in einem stillen Gewässer sehr rasch seitlich bewege und ich gestehe, dass ich in den ersten Augenblicken etwas konfus war. Ich fand mich aber schnell zurecht, und da ich die Beine hochzog, wurden nur meine Stiefel etwas nass. Gunnarsson, der nur meinetwegen mitgekommen war, ritt wieder auf die andere Seite zurück, da er um jeden Preis mit auf dem Bild sein wollte. Dann kamen die übrigen gemeinsam herüber, ich machte meine Aufnahmen und die Reise ging weiter. Bald kamen wir an den Rand einer riesenhaften Moräne, die von Bláfell herzurühren schien und rasteten einige Minuten. Während wir im Gras lagen, sahen wir in der Geysirgegend eine hohe Dampfsäule aufsteigen und mit Hilfe der Feldstecher war leicht zu erkennen, dass der grosse Geysir einen, wie es schien, recht heftigen Ausbruch hatte; seine Höhe war auf die grosse Entfernung schwer zu beurteilen. Wir ärgerten uns weidlich, doch war sonst nichts zu machen. Unseren Weg fortsetzend, gelangten wir auf eine erhöhte Ebene, an deren Rand ein kleines Bauernhaus lag. Gunnarsson lieferte hier einen Brief ab, den er aus Raykjavik mitgebracht hatte. In der Tasche trug er noch einen zweiten, der für einen Mann bestimmt war, an dessen Hof wir drei Wochen später vorbeikamen. Man konnte jetzt schon die mächtige Dampfwolke des Gullfoss sehen, nicht aber den Fluss selbst, der in einem tiefen Tal läuft. Wir ritten rasch über das flache Gelände; schon trug der Wind uns den Wasserstaub und das Tosen des Falles zu, doch bleibt dieser selbst unseren Blick noch entzogen. Es ist einer der Hauptreize des Gullfoss, dass man ihm ganz plötzlich gegenübersteht; der Anblick ist überraschend und grossartig; die Riesenwasserfälle Skandinaviens können nicht an ihn heranreichen, der Rheinfall bleibt weit hinter ihm zurück. Der Gullfoss (d. i. Goldwasserfall) besteht aus zwei grossen Absätzen und erzählt seine Entstehungsgeschichte selbst. Wo er aus dem harten Basalt der Berge in den zermürbten Boden des Vorlandes tritt, hat er sein Bett vertieft und an der Grenze der Felsbarre den oberen Teil seines Falles gebildet. Dieser ist dem Schaffhausener Fall nicht unähnlich; auch er hat in der Mitte einen Felsenturm, zu dessen beiden Seiten der Fluss an die 20 *m* herabstürzt. Kurz unterhalb macht er eine scharfe S-förmige Biegung und hat das vorspringende Ufer weit unterwaschen, so

dass man, wie auf einer Kanzel stehend, rechts und links senkrecht in die tosenden Wassermassen hinabsehen kann. Der Wasserspiegel liegt nun schon etwa 30 *m* unter dem Plateaurand und die Hvitá mag wohl Jahrtausende lang in ihrem selbstgemachten Bett ungestört fortgeflossen sein. Der untere Teil des Wasserfalles, der ihm sein grossartiges Gepräge gibt, ist dadurch



Óþerris-Hola in Tätigkeit.

entstanden, dass infolge eines Erdbebens in der Mitte des Flussbettes der Länge nach eine tiefe Spalte aufklaffte, in die die ganze Wassermasse nun mit ungeheurer Wucht hineinstürzte und senkrecht auf die Richtung, die er unterhalb des ersten Absatzes einhielt, weiterströmte. Es ist deutlich zu sehen, dass die Spalte plötzlich entstanden sein muss und nicht ausgenagt sein kann; denn nur der unterste Teil der Wände, zwischen denen der Fluss

jetzt fliesst, zeigt Spuren der abschleifenden Tätigkeit des Wassers die oberen drei Viertel sind scharfkantiger, säulenförmiger Basaltfels und man sieht es ihnen sofort an, dass sie durch Bruch entstanden sind und nie unter den Einfluss des Stromes gestanden haben. Der Dettifoss im Nordland zeigt, obwohl er nicht so grossartig ist, wie der Gullfoss, diese Erscheinung noch augenfälliger. Die Schlucht der Hvitá ist mehrere Kilometer lang und geht erst an der Stelle, wo das sich senkende Gelände wieder mit dem Flusslauf zusammentrifft, in die Ebene über.

Wir kletterten über eine Stunde lang im Gefels herum, suchten und fanden immer neue, schöne Punkte, sammelten einige Gesteinsproben und machten photographische Aufnahmen. Die Pferde weideten inzwischen auf dem Boden des alten Flussbettes, der mit dichtem Gras bewachsen war, das unter der ständigen Bewässerung durch den Wasserstaub üppig grünte.

Unser Rückweg war derselbe und wir hielten eifrig Ausblick auf den Geysir, der, wie es schien, heute einen launenhaften Tag hatte, doch war vorläufig nichts zu sehen; als aber der Tungufljot wieder durchritten und wir noch etwa 2 *km* von zuhause entfernt waren, gab es doch noch einen Ausbruch, den wir in hilflosem Aerger wieder nur aus der Ferne sehen konnten; er schien weit höher, als die beiden vorhergegangenen und wir waren überrascht, als wir nach einem tollen Galopp beim Geysir anlangten, das Becken — schon wieder? — gefüllt zu sehen. Auskunft war keine zu holen, denn Herr Saemundsson war schon fort und die Bauersleute kümmern sich natürlich sehr wenig um den Geysir; sie haben ihn ja immer vor sich. Um uns zu entschädigen, fütterten wir den Óþerris-Hola, obzwar er heute schon zweimal gesprungen war, mit einigen dicken Rasenschollen und der brave, kleine Kerl versagte nicht; schon nach zehn Minuten ging er los und sprang 2 bis 3 *m* hoch, eine ganze Stunde lang. Er hat, seiner geringen Wassermenge entsprechend, nur einen ganz kleinen, flachen Sinterkegel und auch sein übriges Benehmen ist eine Miniaturnachahmung des grossen Geysirs.

Für den nächsten Morgen war der Abmarsch in der Richtung der Hekla festgesetzt. Abends um elf, als wir schon im Bette lagen, gab der grosse Geysir Alarm. Es war an diesem Tag nicht aus ihm klug zu werden. In dem Kostüm, das man bei einem

Rigi-Sonnenaufgang an den Touristen bewundern kann, eilten wir ins Freie; das Wasser im Becken wallte aber nur ein bischen über und es kam zu keinem Ausbruch. Wir richteten uns auf Nachtwache ein und eine halbe Stunde später ging die unterirdische Kanonade neuerdings los. Diesmal sah es ganz ernst aus und als wir bei der geringen Helle unter manchen Fährlichkeiten durch das Quellenterrain an den Kegel herangekommen waren, zeigten sich alle Vorboten einer richtigen Eruption. Nachdem wir aber zähneklappernd fünf Minuten dagestanden hatten, wurde uns klar, dass wir Seiner Hoheit wieder, diesmal gründlich, aufgesessen waren. Den Rest der Nacht blieben wir angekleidet, schliefen kaum und sprangen jede Viertelstunde ans Fenster — aber jetzt war natürlich alles ruhig.

Am Morgen suchten wir wieder beim Óþerris-Hola Trost, den wir alle ins Herz geschlossen hatten. Einige Rasenkotelettes veranlassten die treue Seele zu sofortigem Ausbruch. Nachdem die Röhre tüchtig verstopft war, brummte er einige Zeit lang missmutig, gab dann die ganze Ladung schussartig von sich und sprang wieder über eine Stunde lang; erst nur 1 bis 2 *m* hoch, dann aber immer stärker, bis er fast 4 *m* erreichte. Da die Sonne schien, konnten wir einige hübsche Aufnahmen machen.

Um 10 Uhr ritten wir ab. Erst den wohlbekannten Weg über die kleinen Flüsse und den Tungufljót; von da ab hielten wir uns mehr südlich, nach der Stelle der Hvitá zu, wo sie aus der Gullfossspalte wieder in die Ebene tritt. Die schöne Szenerie hatten wir im Rücken, die Gegend vor uns war eintöniges Hügelland und alter Moränenboden. Um halb 1 Uhr kamen wir zu dem Bauernhaus, dessen Besitzer Fergendienste über die Hvitá leistet; denn diese ist so tief, dass man sie nicht durchreiten kann. Der Bauer und drei kleine Jungen schwangen sich auf die ledigen Pferde und nach einer Viertelstunde erreichten wir den Fluss. Die Pferde wurden abgepackt und ihnen die Zäume abgenommen; dann wurden alle siebzehn Stück ins Wasser getrieben und die braven Tiere schwammen in geschlossenen Haufen ans andere Ufer, wo sie sich wie Hunde schüttelten und zu weiden begannen. Wir waren erstaunt über die Willfährigkeit, mit der sie sich in den reissenden und eiskalten Strom stürzten und nicht den geringsten Versuch machten umzukehren. Am Ufer lag ein

kleiner und alter Kahn, mittelst dessen zuerst wir vier übergesetzt wurden; mit uns die Reitsättel und das Zaumzeug, dann kam eine Ladung Kisten, dann Finsen mit dem Zelt, den Decken, Flinten und Apparaten, schliesslich Gunnarsson mit dem Rest des Gepäcks. Das Uebersetzen unserer Karawane nahm ungefähr eine Stunde in Anspruch; wir hatten reichlich Musse, die schönen Säulen der Basaltwände zu bewundern, mit denen die Schlucht abschliesst.

Als es ans Zahlen kam, erlebten wir einigen Aerger; der Biedermann forderte vierzehn Kronen, und da wir vorher nichts ausgemacht hatten, blieb uns nichts übrig, als nachzugeben. Ich musste lebhaft eines Abends in Namdalen gedenken, wo der Fährmann, der meinen Bruder und mich, unseren Führer und das Packpferd über den breiten Namsenelv setzte, für seine Dienstleistung genau nichts verlangte. Er wohnte am Fluss, wie er sagte, und es sei selbstverständlich, dass er das Ueberholen besorgte. Schliesslich nahm er eine halbe Krone und schüttelte uns dankbar die Hände.

Ueber einen sanften Hügelrücken erreichten wir ein Seitental der Hvitá, das wir aufwärts verfolgten. Um 3 Uhr hielten wir an einem Nebenbach, um Mittagsrast zu machen. Kaum waren wir zehn Minuten gesessen, als ein Mann herbeikam, der den Führern erklärte, er sei der Besitzer des Grundes und verbiete uns, die Pferde grasen zu lassen, wenn wir nicht zwanzig Oere für jedes Tier zahlen wollten. Das war eine Art Erpressung; wir liessen uns aber auf keinen Handel ein, sondern packten auf und ritten weiter, arg verstimmt durch zwei so rasch aufeinander folgende Fälle von geringem Entgegenkommen. Das Tal verschmälerte sich zu einem niederen passartigen Uebergang; auf der anderen Seite ging es steil hinab nach einer weiten Ebene; der Abstieg führte durch eine romantische Schlucht, in deren weiche Tuffwände ein Bach sich sein wildzerklüftetes Bett gegraben hatte. Wir liessen die Packpferde voraus gehen und verzehrten die Reste unserer Mittagsration, in deren Genuss uns der Bauer von der Wiese unterbrochen hatte. Die Ebene, in die wir nun hinausritten, wo einstmals Gletschergrund gewesen, wie die schönen „roches moutonnées“ bewiesen, glatt geschliffene, aus der sumpfigen Umgegend sich erhebende flache Felshügel, die ich gerne photographiert hätte, wäre nur die Karawane nicht einige

Kilometer voraus gewesen. Später war dort ein See gewesen, darauf deuteten Lehm, Sand und kleines Geröll, das überall in den Vertiefungen lag. Rechts am Berghang sahen wir eine Quelle dampfen und Merton und ich liessen es uns nicht nehmen, hinzureiten und hinaufzuklettern. In dem weichen Schlamm beschmutzten wir uns über und über und mussten dann noch eine Viertelstunde lang nach meinem Pferd jagen, das mitten im Sumpf umherstapfte und nur schwer zu fangen war. Dafür hatten wir das Vergnügen, eine halbe Stunde lang galoppieren zu können, bis wir die Hauptmacht wieder erreichten. Dies geschah gerade beim Uebergang über die Minni Laxá, einen Nebenfluss der Laxá, die bei Skálholt in die Hvitá mündet. Ein Ritt von einer Stunde brachte uns durch hügeliges Gelände nach dem Pfarrhaus von Hruni, wo wir Quartier bezogen. Wir wurden sehr freundlich aufgenommen, doch war der Pfarrer leider krank, so dass wir ihn nur flüchtig begrüssen konnten. Das Haus war nett und sauber aus Holz und Wellblech erbaut und daneben stand ein schmuckes Kirchlein. Nach dem Abendessen, das vorzüglich war, erlebten wir einen prächtigen Sonnenuntergang und gingen mit Rücksicht auf den kranken Hausherrn früh zur Ruhe.

V.

Der nächste Hauptpunkt unserer Reise war die Hekla. Ihre Besteigung stand auf dem Programm und wir erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, wo wir sie in Sicht bekommen würden. Zwar gehört die Hekla nicht zu den gegenwärtig tätigen Vulkanen — ihr letzter Ausbruch war 1845 — aber immerhin ist sie neben Aetna, Vesuv und den liparischen Kratern der einzige europäische Vulkan, der in jüngerer Zeit noch Eruptionen gehabt hat, und war daher sehr geeignet, unser lebhaftes Interesse zu erregen.

Wir verliessen Hruni bei vorzüglichem Wetter um 11 Uhr vormittags. Nach kurzer Zeit erreichten wir die Laxá, die an der Uebergangsstelle zwar breit, aber seicht war und daher leicht durchritten wurde. In südwestlicher Richtung ging es weiter durch wenig interessantes Hügelland nach der Kálfá, nach deren Traversierung wir Mittagsrast hielten. Gunnarsson machte einen Abstecher nach einem nahe gelegenen Bauernhofe, dessen Besitzer uns durch den Sprengisandur führen sollte. Gutes Wetter vorausgesetzt, hätten wir seiner wohl entraten können; da es aber sehr möglich war, dass wir oben Schneesturm oder wenigstens Nebel haben würden, war die Mitnahme eines ortskundigen Mannes sehr angezeigt. Es kam aber noch zu keiner festen Abmachung mit dem Bauern, sondern er sollte am nächsten Sonntag nach Asálfsstaðir kommen, dem Gehöft, das wir heute noch zu erreichen gedachten, und das der Fusspunkt der Hekla-Tour und die letzte Station vor dem Sprengisandur sein sollte.

Ueber das wellige, monotone Gelände weiterreitend, erblickten wir endlich die weite Ebene, die von der Þjorsá durchströmt

wird. Von der Höhe, auf der wir uns befanden, hatten wir eine schöne Rundsicht. Unter uns zog der breite Strom, der grösste auf Island, dahin, am jenseitigen Ufer dehnte sich ein flacher wüstenartiger Landstrich aus und im Hintergrunde lag mächtig, massig und schneebedeckt die Hekla. Sie gewinnt dadurch, dass sie sich ohne wesentliche Vorberge aus der Ebene erhebt, bedeutend an Ansehen; nach alpinen Begriffen ist sie kein hoher



Im Tungufljót.

Berg — der Gipfel liegt 1590 *m* über dem Meere — aber ihre isolierte Lage und schöne Form lassen sie trotzdem imposant erscheinen.

Um an das Ufer der Þjorsá zu gelangen, mussten wir etwa 100 *m* steil hinabreiten, bevor wir unseren Weg stromaufwärts fortsetzen konnten. Wir erreichten den Fluss nahe der Stelle, wo sich der beste Uebergang für diejenigen befindet, die von hier nach dem Südland wollen. Weit unterhalb davon, bei Þjorsárholt, befindet sich seit einigen Jahren eine Hängebrücke, die uns aber

zu sehr aus dem Wege lag. Das rechte Ufer der Þjorsá, an dem wir nun entlang ritten, war steil und zerklüftet, so dass wir fortwährend auf und ab mussten, bald fast im Wasser, bald steil an der Berglehne. Nach anderthalb Stunden kamen wir nach Asálfsstaðir, das an einem kleinen Bach ungefähr einen Kilometer vom Fluss entfernt liegt.

Es war ein hübsches Gehöft, dessen Front aus sieben Häuschen bestand; die Holzgiebel waren sauber rot und weiss gestrichen und vor dem Gebäude lag ein Streifen Rüben- und Kartoffelland. Die Quartieraussichten standen günstig. Wir wurden freundlich aufgenommen und gleich mit Kaffee und Kuchen bewirtet; aber Unterkunft für die Nacht konnten wir nicht bekommen. Einige Teile des Hofes waren unter Reparatur, so dass die Familie selbst auf einen ganz engen Raum beschränkt war; der Hausherr bedauerte den Fall sehr, doch war nichts zu machen. Aber wozu hatten wir denn unser Zelt? Wir hatten es noch nicht benützt und es war eine ganz gute Vorbereitung auf spätere, wildere Lagerplätze, wenn wir hier in nächster Nähe eines Hauses einige Nächte darin zubrachten. In wenigen Minuten war es aufgeschlagen, unser Gepäck rundherum gestellt und wir freuten uns über das hübsche Bild, das es auf der frischen grünen Wiese bot. Auf dem Firste befestigten wir das schwarz-weiss-rote Fähnlein, das von Fräulein Reichard, der Schwester unseres Gefährten, gestiftet war und alle Insassen des Gehöftes kamen herbei und freuten sich darüber.

Nachmittags schoss Dr. Reichard eine Raubmöve (Lestris parasitica Illig.), die abgebalgt und mitgenommen wurde. Am nächsten Tage sollte nach der Hekla aufgebrochen werden. Die Exkursion nahm drei Tage in Anspruch, und wir hatten uns demgemäss vorzusehen. Das Zelt blieb während unserer Abwesenheit stehen und wir liessen unser gesamtes Gepäck nebst den Pferden in Asálfsstaðir; nur ein Pony war bestimmt, die Flinten, photographischen Apparate, Schlafsäcke und etwas Proviant und Munition mitzutragen. Den Packpferden war es vonnöten, vor der viertägigen grasarmen Strecke durch den Sprengisandur ausgiebig zu rasten und zu fressen, und auch die Reitpferde nebst dem einen Packpony mussten nach unserer Hekla-Tour noch einen Tag Ruhe haben. Nach dem Abendessen bezogen wir vier — die

Führer fanden im Hause Platz — unser Zelt, zogen uns warm an und krochen in die Schlafsäcke.

15. August. Wir haben alle gut geschlafen. Das Thermometer zeigte ein Nacht-Minimum von + 3° C., aber nach Sonnenaufgang wurde es bald behaglich warm. Das Wetter war gut und die Hekla nebelfrei — eine seltene Sache, wie man uns sagte. Von dem Nebelmantel, der sie fast beständig umzieht, soll die Hekla ihren Namen haben; „Hekla“ heisst ein kapuzenartiger Ueberwurf, der früher in Island gebräuchlich war; ob diese Ableitung richtig ist, lasse ich dahingestellt. Wir konnten uns heute Zeit lassen, da uns von der in Aussicht genommenen Nachtstation, den Hof Galtalaekr, nur ein Ritt von wenigen Stunden trennte, und es wurde halb zwölf, bevor wir marschbereit waren. Nach dem Frühstück schoss ich ebenfalls noch eine Lestris und verschwendete einige Patronen an ein Rabenpaar, das beständig unser Zelt umflog. Um dem Packpferd nicht zu viel zuzumuten, liessen wir unsere Flinten hier, nur Dr. Reichard nahm seinen Drilling mit. Der Bauer begleitete uns, um uns die Furt durch die Þjorsá zu zeigen, die bei dem sommerlichen hohen Wasserstand beständig wechselt. Unser Weg war in entgegengesetzter Richtung derselbe, den wir am Vorabend gekommen waren. Nach einer reichlichen Stunde kamen wir an die Uebergangsstelle. Der Anblick des mächtigen Stromes flösste uns einigen Respekt ein. Er war dort, wo wir ihn zu durchreiten hatten, gut 600 *m* breit, und da wir schräg stromaufwärts kreuzen mussten, kam noch ein tüchtiges Stück dazu. Der Bauer ritt voraus, wir folgten. Der Boden war anfangs sandig und die Pferde sanken bei jedem Schritt tief ein. Mehr gegen die Mitte zu, wo auf dem Grund des Flusses grosse Steine lagen, die man in dem milchigen Wasser nicht sehen konnte, strauchelten die Pferde oft und es bedurfte grosser Vorsicht, sie vor dem Abtreiben zu bewahren. Wir waren längst bis über die Knie im Wasser und wenn eines der Tiere einen falschen Tritt machte, versank es bis an den Hals und uns schlug die Flut fast über die Sättel. Selbst Mertons grosse Wasserstiefel, die ihn bisher vor nassen Füssen bewahrt hatten, reichten nicht aus; sie füllten sich von oben und die Durchfeuchtung war umso gründlicher. Nur langsam kamen wir vorwärts und als wir endlich das jenseitige Ufer erreichten, zeigte uns die Uhr, dass wir zum Uebergang

18 Minuten gebraucht hatten. Der Mann von Asálfsstaðir machte sich sofort auf den Heimweg; er versuchte den Uebergang ein Stückchen weiter unterhalb, sah sich aber, da er in grosse Tiefen kam, genötigt, zu unserer Furt zurückzukehren. Wir machten Rast, zogen Stiefel und Strümpfe aus und liessen sie in der Sonne trocknen. Dr. Reichard schlüpfte in seine Hausschuhe und ging mit der Flinte einigen Regenpfeifern nach, die in der Nähe umherflogen; wir hörten ihn zweimal schiessen und hofften schon auf einen kleinen Beitrag zum Abendessen. Aber anstatt Regenpfeifern brachte er eine viel seltenere Beute zurück, nämlich ein schönes Exemplar des isländischen Falken (Falco gyrfalco L.), ein Waidmannsheil, um das wir unseren Gefährten sehr beneideten; denn der Edelfalke ist nicht nur bei uns, wo er nur ganz vereinzelt erscheint, sondern auch in seiner nordischen Heimat ein seltener Vogel, und das erlegte Tier war stark und gross und hatte ein ausserordentlich helles Gefieder, wodurch es noch wertvoller wurde.

Die Strecke, die wir bis Galtalaekr zurückzulegen hatten, ist ihrer ganzen Länge nach ein mächtiger Lavastrom, der sich einst aus der Hekla ergossen hat. Seiner verwitterten Oberfläche nach zu schliessen, muss er schon sehr alt sein und es haben sich wiederholt Regen von Sand und Lapilli über ihn ergossen. Mineralogisch interessant ist der Basalt dieser Lava dadurch, dass der in ihm vertretene Feldspat Anorthit ist; ein anderes Vorkommen findet sich am Skjálfandafljót bei Lundarbrekka im Norden der Insel. Wir sahen wahre Schulbeispiele davon, wie die zusammenhängende Lavadecke sich erst in einzelne Blöcke, dann in losen Schutt und endlich in feinen Staub geteilt hatte, der von dem vulkanischen Sand jedoch deutlich zu unterscheiden war. Dieser Sand erfüllte, bedeckt von Lapillischichten, die oft ein Viertelmeter mächtig waren, die Vertiefungen zwischen den Lavaklippen aus und bildete ein überaus schwieriges Terrain, um darauf zu reiten. Oft, wenn man meinte, eine ebene Sandfläche vor sich zu haben, stolperte das Pferd über lose Gesteinsblöcke, die unter der Oberfläche verborgen lagen, und mein Pferd brach einmal in ein derartiges trügerisch überkleidetes Loch so heftig ein, dass ich kopfüber aus dem Sattel flog, auf weichen Boden, aber einigen kantigen Blöcken bedenklich nahe.

Galtalaekr erreichten wir um 4 Uhr; es war ein nett aussehendes Gehöft, wenngleich nicht so gross wie Asálfsstaðir; es liegt schon sehr nahe an der Hekla, die von hier einen imposanten Eindruck machte. Wir erfuhren, dass vor einigen Tagen Mr. Rawson-Shaw, den wir auf der „Ceres“ und im „Hotel Island“ getroffen hatten, mit seinem kleinen Sohn und zwei Führern hier gewesen war und den Gipfel bestiegen hatte; er war aber nicht in Asálfs-



Unterwegs.

staðir gewesen, da er nicht weiter nach Norden wollte, sondern hatte die Brücke bei Þjorsárholt benützt. Wir erhielten Kaffee und assen dazu den Inhalt einer unserer Konservenbüchsen. Gegen Abend machten Dr. Reichard und ich noch eine kleine Exkursion nach dem Lavafeld, wo ich Gesteinsproben und Lapilli sammelte und er drei Brachvögel (Numenius phaeopus L.) erlegte. Sie wurden gerupft und für die Rückkehr von der Hekla aufbewahrt, ebenso das Brustfleisch des Falken, den Merton inzwischen abgebalgt hatte.

Für die Nacht bekam einer von uns ein Bett im Haus, die anderen und die Führer übernachteten im Heuboden.

Unter Benützung von Poestions trefflichem Buch seien hier einige Angaben über die Hekla und ihre wichtigsten Ausbrüche gemacht.

Die Hekla ist ein etwa 25 *km* langer und ein Fünftel so breiter Rücken aus palagonitischem Tuff und basaltischen Laven, der sich aus einer Umgebung von Doleritbasalt erhebt und mit seinem höchsten Punkte 1590 *m* Seehöhe erreicht. Sie vertritt den Typus der sogenannten Dachvulkane, die man sich so entstanden denken muss, dass über einer Erdspalte sich nicht ein oder mehrere Einzelkegel aufgetürmt haben, wie dies beim Vesuv besonders schön hervortritt, sondern dass der ganzen Länge der Spalte nach Lave hervorgequollen ist, die sich als ein prismatischer, dachartiger Wall erhebt, auf dessen First sich erst die hinterher gebildeten Krater finden. Der Tuff, der den Hauptteil des Massivs ausmacht, ist seiner Entstehung nach noch nicht genau bekannt. Teils nimmt man an, dass er als selbständiges Produkt vulkanischer Tätigkeit anzusehen sei, wahrscheinlicher ist jedoch, dass er sekundär durch Verkittung palagonitischer Auswurfsmassen mit fremden basaltischen Stoffen entstanden ist. Die Anzahl der Krater die sich auf dem Rücken der Hekla befinden, ist von Amund Helland, einem norwegischen Mineralogen, auf 14 angegeben worden. Fünf von ihnen, die wir auch bei unserer Besteigung sahen, liegen in einer Reihe, so dass ihre Ränder sich berühren; aus ihnen erfolgte der letzte Ausbruch im Jahre 1845.

Die Hekla hatte im ganzen achtzehn urkundlich vermeldete Ausbrüche. Ausserdem haben aber drei oder vier Ausbrüche von Kratern in der Nähe der Hekla stattgefunden. Der erste bekannte Ausbruch der Hekla fällt in das Jahr 1104.

Der stärkste Ausbruch fand im Jahre 1300 statt; es war dies die sechste Eruption der Hekla. »Der Berg barst an einer Seite der Länge nach und aus dieser klaffenden Spalte drangen Feuersäulen und Lavaströme hervor, welche sich fast bis an das Meer erstreckten und hie und da in den Niederungen grosse Feuerseen hinterliessen; der Krater spie glühende Lavablöcke zu nie gesehener Höhe aus, die in der Luft wegen der schnellen Abkühlung mit fürchterlichem Getöse zerplatzten. Ein starker Südost-

wind trieb die unermesslichen Sand- und Aschenwolken bis auf 40 dänische Meilen vom Vulkan, so dass in dieser Richtung fast alle Wege davon verschüttet wurden; diese Eruption hielt ohne Unterlass fast während eines ganzen Jahres an; drei Tage vor Neujahr wurden Sand und Asche wieder in solcher Menge ausgeschleudert, dass selbst in einem Abstande von 50 dänischen Meilen sich mächtige Schichten davon bildeten, und ein heftiges Erdbeben verwüstete den Teil der Umgebung, den die vorigen Ausbrüche noch unversehrt gelassen hatten.«

Im Jahre 1510 war der Ausbruch so stark, dass grosse Lavastücke bis nach Skálholt geschleudert wurden und einen Mann töteten. Im Jahre 1597 (und zwar zu Anfang des Januar) sah man gleichzeitig achtzehn Feuersäulen aufsteigen und der Aschenregen ging fast über das halbe Land nieder. 1693 erfolgte gleichfalls ein sehr heftiger Ausbruch, dessen Wirkungen neben denen von 1300 die heftigsten von allen waren, welche bis dahin erfolgten. »Am 13. Februar wurde ein gewaltiges Toben und Knattern im Inneren des Berges vernommen, rings um den Vulkan spaltete sich an mehreren Stellen die Erde, eine mächtige Rauchsäule entfuhr dem Krater und unmittelbar darauf erfolgte ein starkes Erdbeben, welches sich selbst auf das Meer fortpflanzte und Schiffe in Gefahr brachte. Aschenwolken, die den Tag in dunkle Nacht verwandelten, und glühende Lavaströme, welche die Finsternis mit rotem Scheine erhellten, brachen hervor. Bis zu der Westküste Norwegens (ungefähr 180 geographische Meilen) und den Färöern (80 Meilen) wurde die Asche vom Winde getragen; ein heftiger Regen folgte. Abwechselnd wiederholten sich diese Erscheinungen bis zum Pfingstfeste, an welchem der Vulkan zu ruhen anfing; das verschont gebliebene Vieh, welches sich unter der Asche das versengte Futter hervorsuchte, litt an einem skorbutartigen Uebel, verlor die Zähne oder kam gänzlich um.

Die letzte Eruption der Hekla fand im Jahre 1845 statt. In der Nacht vom 1. auf den 2. September (dieses Jahres) wurde in der Umgegend der Hekla ein starkes unterirdisches Dröhnen vernommen und am Mittag des folgenden Tages erfolgte die erste Eruption; eine hohe Rauchsäule stieg empor und eine Menge Lapilli und Asche wurde ausgeschleudert, welche aus braunen, sehr porösen Bimssteinen bestand. Durch den heftigen Nordost-

sturm wurden die feinen Aschenteilchen bis zu der Orkney-Insel Pomona oder Mainland geführt (140 geographische Meilen). Wenige Zeit nach dem Beginne der Eruption brach auf dem Südwestgehänge des Berges ein Lavastrom hervor, welcher nicht sehr schnell sich bewegend in den ersten Oktobertagen die Nähe des Pachthofes Naefurholt erreichte; am Fusse der Hekla breitete sich die Lava ungefähr 2 Meilen weit aus. Die Höhe des Stromes wurde in der Nähe des Berges auf 80 Fuss, in grosser Entfernung von demselben auf 40 bis 50 Fuss geschätzt. Die feurig-flüssige Masse bewegte sich, Hügel von Erde und Sand vor sich aufhäufend, unter ihrer bereits erhärteten Oberfläche fort, welche stets unter dem heftigsten Getöse überall wieder einbrach, so dass das glühende Innere zum Vorschein kam. Am 22. August fand wieder, begleitet von Erdbeben, ein Hauptausbruch statt, welcher 40 Minuten lang dauerte. Flammen brachen in Menge hervor; die Höhe der Rauchsäule ward von dem Mathematiker Gunnlaugson von seinem Wohnsitze Svidholt bei Reykjavik aus auf 1200 Klafter berechnet. Erst um die Mitte des Jahres 1846 erreichten die Ausbrüche ihr Ende.«

Seither ist die Hekla still geblieben und ihre Krater sind geschlossen, so dass nicht einmal Rauch oder Dampf aus ihnen hervorströmt. Der letzte Ausbruch in der Nähe war nordöstlich von der Hekla am Helliskvisl im Jahre 1878.

Im isländischen Volksglauben hat die Hekla als vermeintlicher Eingangsort zur Hölle in früheren Zeiten eine grosse Rolle gespielt. Unter den Aufzeichnungen verschiedener Autoren zeichnet die folgende sich durch ihre drastische Sprache aus. Sie rührt aus dem Jahre 1616 von dem Prediger und Astronomen David Fabricius: „De drüdde Berch (nämlich von den Wunderbergen) ys vpt Norden van Isslandt, de Hekelsberch genömet, ys wol so gar hoch nicht, hefft auerst van langen Jahren her geschmoket vnde gebrannt, wat dyt vor ein Vüer vnde materia sy, weeth men nicht, dewyle auerst dorch de gantze Insel Scheweuel oth der Erden gegrauen wert ys tho gelöuen, dat ydt eine schweuelig Materie sy, disser Berch ys nicht with van dem Meer, werpet tho tyden schwarten Sinder vnde lichte helle Stenen, vnde dat sülue in so grosser Menge, dat de Sunne daruan verdunkelt wert. Ip söss Mylen na darff nemandt by dissen Berge wahnen, men gelöuet

auerall, dat hyr scholde de Helle syn, darinn de verdampten Seelen gequelet werden, denn ydt werden in vnde omme dissen Berch, mannigerley vnde schecklyke Gespenste gesehen. Vnnde wor etwa sonsten an einem frömdten Ordt edder Landen eine Schlacht geschehen ys, dat können de Isslanders, sonderlich de yenigen de op dem negesten Meer by dissem Berch in eren Schepen fischen, als bald weten, an welckerem Dage de Schlacht, wenn se gelyck



Basalt und Moräne an der Hvitá.

nicht weethen den Ordt wor ydt geschehen sy (denn se sehen, alse se vormelden) de Düvelen vth vnde ingahn in den Berch vnde de Gespenster der Menschen herbringen"*).

Unser Aufbruch erfolgte am Morgen des 16. August um $^1/_2$9 Uhr. Ausser Finsen und Gunnarsson begleitete uns noch ein Junge von Galtalaekr, um während der Besteigung auf die Pferde zu achten; denn beide unsere Führer wollten gerne mit hinauf; bei

*) Kahle, S. 77.

Gunnarsson war es, wie er uns sagte, das zehnte Mal, dass er auf die Hekla ging. Man kann bis zu einer Höhe von 600 *m* an den Berg heranreiten und wir waren daher alle zu Pferd abmarschiert. Erst muss die Rangá durchritten werden, ein ziemlich breiter und tiefer kleiner Fluss, nachher noch einige Bäche, zwischen denen dichtes Weiden- und Birkengestrüpp wucherte. Ueber einen Zweig des grossen Lavastromes setzend, der gegen die Þjorsá zufliesst, erreichten wir nach zwei Stunden den Fuss des Berges, von wo ab für die Pferdchen ein mühsames Klettern begann. Der Weg führte steil hinauf durch ein prachtvolles schluchtartiges Defilé von riesigen Basaltblöcken, weiter über lapillibesäete Halden, mit grossen Bruchstücken von vulkanischen Bomben bestreut nach der Stelle, wo der grosse Lavastrom vom Hauptmassiv in die Ebene abbiegt. Hier wurden die Pferde zurückgelassen, an einer Stelle, wo sie weder Wasser noch Gras hatten und wo man daher gut auf sie aufpassen musste, damit sie nicht davon liefen. Wir sechs machten uns zurecht und begannen den Aufstieg.

Erst wurde der Lavastrom überklettert, sehr zum Nachteil unserer Hände und Stiefel, die sich an dem harten, scharfen Gestein manchen Riss holten. Dann stiegen wir in der Kluft weiter, die den Lavastrom vom Berghang trennt. Sie war teils von tiefem Sand ausgefüllt, teils von festem Schnee. Der höchstgelegene Teil der Kluft war durch ein steiles, hartgefrornes Schneefeld abgeschlossen, welches wir, nach Süden ausbiegend, teils umgingen, teils traversierten und damit an den stark geneigten Abhang des „Daches“ kamen, den wir nunmehr zu ersteigen hatten. Der Boden war mit losem Grus, Sand uud Lapilli bedeckt, in die man tief einsank und die bei jedem Tritt in grossen Mengen zu Tal rieselten. Es war ein unangenehmes Stück Arbeit und wir waren froh, als wir es hinter uns hatten. Die zwei kleineren Krater zur Rechten liegend lassend, wandten wir uns der Reihe von vier Gipfeln zu, die zu unserer Linken lag. Sie bilden die höchsten Punkte der Kraterränder; die nach der Ebene zu gelegenen Wände der drei Hauptkrater sind zum Teil eingestürzt, so dass von jedem nur eine halbkreisförmige Ruine übrig ist. Die einzelnen Gipfel sind durch schneebedeckte gratartige Rücken mit einander verbunden, auch die Kraterränder, soweit sie nicht zu steil waren,

wiesen einen breiten Firnsaum auf, der weit beser zu begehen war, als das lockere Gestein der Abhänge. Der höchste Punkt war der dritte in der Reihe; wir hatten also, um diesen Vergleich zu gebrauchen, den Dachfirst entlang, erst über einen, dann einen zweiten zerfallenen Schornstein zu klettern, oder ihn, wo es anging, zu umgehen. Der Schnee war alt und trug vorzüglich. Der oberste Krater ist nach Nordwesten hin durch den Lavastrom von 1845 gesprengt worden, so dass nur zwei Drittel des Kreises geschlossen sind; und auch dieser Teil ist wieder durch eine tiefe Einsattelung in zwei Gipfel geteilt, von denen der vordere der höchste ist. Den schneegesäumten, nach links steil abfallenden Kraterrand im Bogen ausgehend, erreichten wir die Höhe, dreieinhalb Stunden, nachdem wir die Pferde zurückgelassen hatten. Ein eisig kalter Wind fegte über den kahlen Gipfel und wir krochen alle im Schutze der Steinpyramide, die auf ihm errichtet ist, zusammen. In einer Höhlung derselben fanden wir eine leere Bierflasche mit den Karten von Mr. Rawson-Shaw und seinen Begleitern; auch wir fügten unsere Karten, mit Datum versehen, hinzu.

Der Blick von dieser isolierten Höhe nach allen Seiten war weit und grossartig schön; die ungeheure Gletscherwelt des südlichen Island lag zu unseren Füssen ausgebreitet. Als mächtige Wand begrenzt der riesenhafte Langjökull und sein Vasall, der Bláfellsjökull, nach Norden den Blick, die scharfen Zinnen der Jarlhettar wie eine Brustwehr vor sich aufgetürmt. Im Osten liegt der wildzerklüftete Torfajökull, im Süden der prachtvolle Eiskegel des Tindfjallajökull und hinter ihm das breite Massiv des Goðalands-, Myrdals- und Eyafjallajökull; gegen Südosten erblickt man die schneidigen Zacken der Þrihyrningur; dahinter aber stellt sich nichts dem Auge entgegen bis ans Meer, das den Horizont einfasst und aus dem sich schleierhaft die düsteren Felsen der Westmännerinseln erheben. Unter uns dehnte sich die weite Lavaebene nach der Þjorsá aus; ihrem Strom entgegen gleiten die Blicke ungehemmt über die unendlich scheinenden Sandwüsten im Nordosten, den Sprengisandur, dem Ziel unserer nächsten Tage.

Unsere Gedanken materielleren Genüssen zuwendend, machten wir uns über die mitgebrachten Mundvorräte her; wir hatten Pressed Beef, Butter, Brot und Cognac, aber nicht lang; im Hand-

umdrehen war alles bis aufs letzte Krümchen verschwunden und auf dem Munde der leeren Flasche blies der Wind sein Lied. Ein Gipfelpfeifchen, nach vieler Mühe in Brand gebracht, verschönte den Augenblick. Gunnarsson photographierte uns mit meinem Apparat, dann machten wir uns auf den Abstieg. Wir hatten Glück gehabt; war bisher der Himmel klar gewesen, kamen jetzt vor dem Wind dichte Nebel angezogen, und bevor wir noch den letzten Krater hinter uns hatten, verhüllte eine Wolken-„Hekla" die Gipfel. Wir eilten bergab, um nicht auch in den Nebel zu kommen, und das lose Zeug auf den Hängen, das uns den Aufstieg so erschwert hatte, erwies sich jetzt als vorzügliches Beförderungsmittel bergab. Das Abfahren auf den Schneefeldern war leider nicht möglich; sie waren zu hart und wir mussten im Gegenteil mit grosser Vorsicht von Landzunge zu Landzunge traversieren, da wir bei dem Mangel an Bergstöcken auf der glatten, abschüssigen Fläche kaum Halt fanden. Trotzdem waren wir, unter Mitwirkung von Hunger und Durst, in weniger als $1^1/_2$ Stunden wieder bei unseren Pferden. Diese konnten den Aufbruch gar nicht erwarten; seit sechs Stunden waren sie trübselig auf einem Fleckchen gestanden und hatten weder Wasser, noch Gras bekommen. Wie sie jetzt laufen konnten! Ueber Sand und Steine, Spalten und Gräben galoppierten sie mit uns talab nach der grünen Ebene zu, wo sie Futter und Tränke zu finden sicher waren. Aber noch verging eine ganze Stunde, bis wir eine kleine Oase erreichten, wo zwischen saftigem Riedgras ein klares Bächlein floss. Eine Zeit lang war alles still; Ross und Reiter beugten sich über den Bach und netzten die Kehlen mit dem kühlen Wasser; wir waren alle recht durstig, denn seit acht Stunden hatten wir bei tüchtiger Arbeit nichts getrunken als das bischen Cognac. Dann wurden die Pfeifchen wieder angesteckt und im frohen Gefühl der gelungenen Heklabesteigung trabten wir munter heim.

Es war schon zu spät, um noch am selben Tage nach Afálfsstaðir zurückzukehren; wir blieben daher diese Nacht noch in Galtalaekr. Zum Abendessen hatten wir die drei Brachvögel und die Falkenbrust. Dr. Reichard, der die ganze Mahlzeit für uns geschossen hatte, überwachte die Zubereitung mit kundiger Sorgfalt. Er spielte den Wirt mit Eleganz und das Gastmahl von Galtalaekr nahm, unterstützt durch einen feinen Cognacgrog, einen

glanzvollen Verlauf. Es gab noch Extrazigarren aus einem geheimen Vorrat und als wir unsere duftigen Lagerstätten im Heuboden von Spinnen und Ratten gesäubert hatten, schliefen wir den tiefen Schlaf des Bergsteigers bis weit in den nächsten Morgen.

Sonntag, 17. August. Ziemlich spät am Vormittag verliessen wir Galtalaekr. Wieder wurde das breite Lavafeld durchquert und die alte Uebergangsstelle an der Þjorsá aufgesucht. Der Fluss war in den zwei klaren warmen Tagen stark gestiegen; die Sandbänke, nach denen wir uns hatten richten wollen, waren unter



Hruni.

Wasser, der Strom viel stärker als auf dem Hinweg. Der zweite Uebergang gestaltete sich auch bedeutend schwieriger, als der erste, und kurz, bevor wir das rechte Ufer erreichten, wäre es beinahe schief gegangen.

Gunnarsson, der vorausritt, versank plötzlich mit seinem Pferd fast ganz im tückischen Quicksand und hatte Mühe, sich herauszuarbeiten und das Ufer zu gewinnen; wir anderen wollten die gefährliche Stelle umgehen; da wir aber in dem reissenden Wasser beileibe nicht stromab wenden durften, mussten wir es höher oben versuchen; aber dort war der Sand noch tiefer und

die Pferde weigerten sich, weiterzugehen; in dem tiefen Wasser konnten sie sich kaum mehr aufrecht erhalten und bei jedem ängstlich tastenden Tritt gab der Schlamm ins Unergründliche nach. Aber es war schliesslich kein anderes Mittel zur Hand, als auf irgend eine Weise das Ufer zu erreichen, das keine zwanzig Meter entfernt war, und so mussten die Pferde eben durch. Man bearbeitete die Croupe der Tiere mit dem Metallknopf des Peitschenstiels und brachte sie endlich zum Vorwärtsgehen; einige Augenblicke war alles voll von hochspritzendem Schlamm und Wasser, dann retteten wir uns, über und über beschmutzt, schleunig ans Ufer. Erfreulicherweise hatte die Packkiste dem Eindringen des Wassers widerstanden, sonst wäre es um unsere Photographien geschehen gewesen. Nach einer kurzen Reinigung ritten wir den schon wohlbekannten Weg heimwärts und bald sahen wir wieder unser weisses Zelt auf der Wiese und den gastlichen Rauch aus dem Schornstein von Asálfsstaðir.

Es waren eine Anzahl Bauern gekommen, die in Horinupr zur Kirche gewesen waren und die Gelegenheit benutzten, uns anzusehen; unter ihnen war einer, der am nächsten Tag nach Reykjavik aufbrechen wollte und sich erbot, Briefe von uns mitzunehmen; da wir uns ausrechneten, dass diese noch von der „Ceres" auf der Heimfahrt mitgenommen werden konnten, machten wir von dem freundlichen Anerbieten gern Gebrauch und schrieben schnell einige Blätter voll Nachrichten in die Heimat. Auch der Mann, der uns durch den Sprengisandur führen sollte, war erschienen, hatte auch bereits einen Konkurrenten gefunden, der es bedeutend billiger machen wollte. Allerdings wohnte unser erster Mann eine Tagereise nach der anderen Richtung von Asálfsstaðir entfernt und wäre daher zwei Tage länger unterwegs gewesen; er forderte aber 140 *K*, während sein Mitbewerber nur 70 verlangte; wir entschieden uns für den letzteren. Er hiess Olafúr Bergsson und wohnte in Skriðufell, eine Stunde von uns entfernt; sein Hof war der letzte vor dem Beginne des Sprengisandur, auf dessen Durchquerung wir vier Tage rechnen mussten. Manchem erscheint vielleicht auch 70 *K* ein hoher Preis; doch ist zu bedenken, dass der Führer zwei Pferde mithaben muss, vier Tage hin und mindestens drei zurück braucht, also seine gewöhnliche Beschäftigung auf eine ganze Woche unterbrechen muss.

Am Nachmittag unternahmen wir wieder einen kleinen Jagdausflug, der aber so gut wie erfolglos war; nur ich erlegte ein armseliges Schneehuhn (Tetrao lagopus L.) und das per nefas, da die Schonzeit erst am 21. August zu Ende war. Es wurde ausgeweidet, gerupft und eingepackt. Abends schoss ich noch einen kleinen Vogel, der auf der Wiese umherhüpfte; das zoologische Interesse musste diesen Mord entschuldigen; es war ein Wiesenpieper (Anthus pratensis Bechst.).

Die Nacht im Zelt war ganz behaglich, das Temperatur-Minimum $+ 4^1/_2$ ° C.

Der 18. August war noch im Interesse der Pferde der Ruhe gewidmet. Auf der Wiese vor dem Hause weideten sie nach Herzenslust; wir gönnten ihnen die Freude gern, denn wir wussten, dass die armen Tiere in den nächsten Tagen schwerlich satt zu fressen bekommen würden. Einen glücklichen Schuss tat vormittags mein Bruder, indem er einen hübschen Zwergfalken (Falco aesalon L.) erlegte. Dr. Reichard brachte eine Drossel (Turdus iliacus L.) nachhause, die in Deutschland nur auf der Wanderung vorkommt, hier aber Brutvogel ist. Merton und ich zogen stundenlang in dem Dünensand am Fluss umher, vergeblich bemüht, an einige Enten heranzukommen; der tückische Sandboden, der, scheinbar ganz fest, unter dem Tritt knietief nachgab, machte es uns unmöglich, auf Schussweite an die Tümpel zu gelangen, auf denen die Vögel harmlos umherschwammen.

Nachmittags entwickelte sich ein reges Lagerleben; der Proviant wurde revidiert, das Gepäck neu geordnet, Kleider und Schlafsäcke geflickt, die Flinten gereinigt; Merton hatte alle Hände voll zu tun, um die Jagdbeute zu konservieren. Eine Menge Butter und 15 Pfund gebratenes Hammelfleisch, sowie mehrere Laibe Brot, die wir in Asálfsstaðir gekauft hatten, wurden verpackt, die Schokolade in Rationenpäckchen geteilt, kurz, alles für den forcierten viertägigen Ritt fertig gemacht, den wir vor uns hatten. Es erwies sich als sehr vorteilhaft, dass wir schon einige Nächte vorher im Zelt geschlafen hatten. In dieser Nacht sank die Temperatur bis auf $+ 2^0$ C., aber trotzdem hatten wir uns schon soweit eingewöhnt, dass wir gut schliefen und den kommenden Zeltnächten getrost entgegensehen konnten.

VI.

Der frühe Morgen des 19. August fand uns schon im Sattel, diesmal wieder mit der ganzen Karawane um uns. Es war ein wolkenlos schöner Tag, aber bitter kalt, und ein steifer Nordost blies von den kahlen Höhen, als wollte der Sprengisandur sein einsames Reich gegen die fremden Eindringlinge verteidigen. Fest in unsere Mäntel gewickelt, die Kragen hochgeschlagen und dick behandschuht, ritten wir nach herzlichem Abschied von unseren Wirten davon. Eine Anzahl Rinder gab uns wohl 20 Minuten lang das Geleite und erhöhte bedeutend den imposanten Eindruck unserer Kavalkade. Nach drei Viertelstunden gebahnten oder wenigstens erkennbaren Weges erreichten wir den Hof Skriðufell, den letzten Vorposten der Kultur gegen die grosse Einöde. Hier gab es noch ein kleines Kartoffelfleckchen, sogar einige Geranien waren in einem Trog längs der Hauswand gezogen. Olafur Bergsson war schon bereit, worüber wir angenehm überrascht waren, und unser Aufenthalt überstieg daher kaum zehn Minuten. Unser neuer Reisegenosse war ein schöner Mann in den Vierzigern, mit freundlichem klugen Gesichte, blauen Augen, scharfer Nase und einem stattlichen blonden Vollbarte. Was uns auffiel, war seine mitteleuropäische Tracht; seine langen Hosen hatte er zwar in kräftige Schaftstiefel gesteckt, darüber aber trug er einen ganz modernen Winterpaletot. Um den Gürtel hatte er eine dicke Schafwollschärpe, auf dem Kopfe einen weichen schwarzen Filzhut. Die zwei Pferde, die er mit hatte, waren kräftige, schöne Tiere; das eine, das jeweilig nicht geritten wurde, trug sein Gepäck: eine Wolldecke, einen Sack mit Proviant, Hammer, Hufeisen, eine kleine Taurolle

und einen kupfernen Teekessel nebst Schale. Alles war in einem praktischen zweiteiligen Sack untergebracht, der auch vor oder hinter dem Reiter übers Pferd gehängt werden konnte. Bergssons Familie war vollzählig versammelt; gewissenhaft küsste er Stück für Stück, man schüttelte uns die Hände, wünschte gute Reise, dann ritten wir los.

Im Tal eines Nebenflüsschens der Þjorsá ging es gleich stark



Asálfsstaðir.

bergan in ein unregelmässiges Hügelland. In wenigen Minuten hatten wir die Vegetationsgrenze erreicht; nur mehr Moose und Flechten und merkwürdige kleine Zwergbirken krochen auf dem Boden, ganz flach zwischen den kleinsten Steinchen durchschleichend, wie festgeklebt an dem dürftigen Boden. Je mehr wir in das freie Gelände hinaufkamen, desto heftiger blies uns der Wind entgegen und warf uns Massen von Sand und kleinen Steinchen ins Gesicht. Ueber kahle Schuttflächen ansteigend, gewannen wir bald einen weiten Rundblick. Hinter uns lag die weite

Talebene der Þjorsá, aus deren Mitte breit und klotzig der Burfell aufsteigt, ein Massiv von dunklem Tuff, das den Fluss zwingt, es in einer weiten Schlinge zu umgehen. Im Hintergrund der Ebene lag dominierend die Hekla, vor uns begrenzten flache Bodenwellen den Horizont. Der erkennbare Weg hatte längst aufgehört, die Gegend nahm völligen Wüstencharakter an. Die Vertiefungen zwischen den einzelnen Hügeln waren mit feinem Flugsand ausgefüllt, der stellenweise schöne Dünenbildung zeigte. Ein Hügel glich dem anderen aufs Haar, und sowie der eine vorbei war, zeigte sich ein zweiter, ganz von derselben Gestalt, rechts genau so wie links, so dass es unmöglich schien, sich bestimmte Punkte in der Gegend einzuprägen. Alle Stunden erfolgte einmal eine kleine Abwechslung dadurch, dass ein Nebenfluss der Þjorsá die Einsenkung zwischen den Hügeln etwas tiefer ausgearbeitet hatte; der erste, den wir zu durchreiten hatten, die Sandá, zeigte an seinen Ufern sogar einen von der Umgebung scharf abstechenden Landschaftscharakter. Von der Höhe eines der vielen Hügel sahen wir in eine etwa 1 *km* breite, mit spärlichem Gras bewachsene Talsenkung, an deren anderem Ufer das monotone Hügelauf und Hügelab sich wieder fortsetzt. Aus dem ebenen, von der Sandá durchzogenen Talgrunde erheben sich etwa zwanzig flache, kegelförmige Hügel aus losem Tuff; sie sind einander sehr ähnlich, jedoch von verschiedener Grösse; die kleinsten unter ihnen hatten an der Basis einen Durchmesser von 3 bis 4 *m* bei einer Höhe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 *m*; die grössten massen 15 bis 20, beziehungsweise 8 bis 10 *m*. Man hatte anfangs den Eindruck einer sogenannten Zeugenlandschaft, das heisst die Hügel sahen aus, wie Ueberreste einer früher zusammenhängenden Tuffschichte, deren zwischenliegende Teile durch Erosion entfernt worden sind; dieser Entstehungsart widerspricht aber die regelmässige Kegelform, sowie der Mangel erkennbarer Schichtung. Auch Krater konnten es nicht sein, da auf keinem dieser Hügel auch nur die Spur einer Oeffnung nach innen zu sehen war. Aehnliche Hügel wie diese sahen wir einige Wochen später bei Vatnsdalsholarvatn im Norden des Landes, und ich finde in dem Buche von Preyer und Zirkel*) eine Erwähnung derselben; die Hügel an der Sandá werden von den genannten Autoren nicht vermerkt, obzwar sie

*) S. 143.

an ihrem Weg lagen; es ist kaum anzunehmen, dass sie erst hinterher entstanden sind.

Man kennt ähnliche Bildungen aus Calabrien und Chile, wo sie, wie genau bekannt ist, durch Erdbeben aufgeworfen wurden; obzwar das Detail des Vorganges unklar bleibt, muss man für die Kegel an der Sandá und im Vatnsdalr dieselbe Entstehung als wahrscheinlich annehmen. Bei dem Erdbeben in Achaia im Dezember des Jahres 1861 wurden zahlreiche Sandhügel aufgeworfen, die jedoch nur die Krater für kleine Schlammvulkane waren, bei denen also ihre Gestalt aus dem rundherum abgesetzten Inhalt des ausbrechenden Wassers zu erklären ist. Neumayr *), dessen prächtiger „Erdgeschichte“ ich den oben erwähnten Fall entnehme, führt auch die calabrischen Hügel auf solche Schlammkrater zurück.

Doch konnten wir, wie gesagt, an den Sandá-Kegeln nichts entdecken, was diese Annahme gerechtfertigt hätte. Wir begnügten uns vorlänfig damit, die Szenerie zu photographieren, und ich wage auch jetzt nicht, eine bestimmte Meinung über dieses merkwürdige Phänomen zu äussern.

Bei der kleinen Rast, die wir an der interessanten Stelle machten, konnten wir wieder das Findertalent unserer Führer bewundern. Da die Pferde, um das spärlich verteilte Gras abzuweiden, viel umhergehen mussten, hatte ich meine Peitsche nicht unter den Sattel gerammt, sondern an den Steigbügel geknotet; sie schleifte so am Boden nach und mein Pony trat den Messingbeschlag des hinteren Endes ab. Erst als wir aufbrachen, merkte ich den Verlust, und da ich natürlich nicht wusste, wo mein Pony überall umhergewandert war, schien die Hoffnung, das Stück wieder zu finden, gering; aber Gunnarsson, der die Bewegungen der Tiere stets genau überwachte, ritt nach allen Punkten, an denen er sich erinnerte, mein Pferd gesehen zu haben, und fand nach fünf Minuten richtig den verlorenen Teil; allerdings gehören dazu auch isländische Augen und nicht die eines armseligen Zwickerträgers.

Nach einer Stunde eintönigen Rittes kamen wir wieder an die Þjorsá, nachdem wir noch die Nebenflüsse Fossá und Rauðá durchritten hatten; am letztgenannten Flusse sahen wir einen

*) Neumayr, Erdgeschichte, II. Auflage, Bd. I. 1895. S. 309 ff.

starken Zug Wildgänse, und zwar Anser segetum Bechst., die Saatgans. Bevor wir aber eine Flinte zur Hand hatten, flogen die scheuen Tiere auf und davon; schade, es hätte einen feinen Braten abgegeben! Wir erreichten die Þjorsá an der Stelle, wo sie die Tungnaá in sich aufnimmt, und hielten kurze Mittagsrast. Die Zeit drängte, wir hatten noch über sechs Stunden bis zum nächsten Grasplatz, und wir nahmen uns daher nicht die Musse, Tee zu kochen, obzwar dieser bei der herrschenden Kälte sehr erwünscht gewesen wäre. Mit dem letzten Bissen im Munde sassen wir wieder auf und wandten uns wieder von der Þjorsá ab nach Nordosten.

Die Gegend war unsagbar öde. Eine Bodenwelle schloss sich an die andere und die Beschaffenheit des Terrains wurde vom Reiterstandpunkt aus miserabel. Steinige und sumpfige Strecken, die durch Wasser und Schnee in zahllose kleine Höcker zerlegt waren, liessen sich noch ertragen; stellenweise aber mussten wir kilometerlang über Boden reiten, der zu den allerschärfsten Charakterisierungen herausforderte. Das nackte Gestein war durch oberflächliche Verwitterung in lauter kleine Trümmer und Platten gespalten, die den Pferden das Weiterkommen fast unmöglich machten; keines der einzelnen Steinstücke lag fest, sondern kippte unter dem Tritt der Hufe um oder kollerte eine Strecke fort; dünne Platten zerbrachen und das arme Tier versank mit dem Vorderfuss in eine Spalte; dann lagen wieder ganze Wälle von Steinen wie in boshafter Absicht so aufgetürmt, dass bei der ersten kräftigen Berührung der ganze Bau auseinanderrollte oder zusammenstürzte, dem Pferde die Läufe blutig schlagend. Nur Schritt für Schritt kamen wir von der Stelle, und wenn je das Steinfeld durch eine sandige Strecke unterbrochen war, trieb uns der Wind so viel Sand und Staub ins Gesicht, dass wir kaum atmen konnten und froh waren, wieder auf Geröll oder Sumpfboden zu kommen. Die ganze Gegend war jedenfalls früher von Gletschern bedeckt, als deren Grund- und Stirnmoränen diese Massen von losem Gesteinsmaterial anzusehen waren. Wir froren jämmerlich, Gesichter und Hände waren so steif, dass wir kaum sprechen oder die Uhr hervorziehen konnten und bei der Bewegungslosigkeit der Beine hatte die Kälte in unseren Füssen ein Gebiet, auf dem sie eine höchst schmerzliche Wirksamkeit entfaltete.

Um $^1/_2$6 Uhr hielten wir an einem ganz kleinen Grasfleckchen eine Viertelstunde lang; die Pferde rupften hungrig die wenigen Halme ab, ihre Reiter hüpften von einem Bein aufs andere und schlugen die Arme übereinander, um den steifgefrorenen Extremitäten ein bisschen frisches Blut zuzuführen. Dieser Tanz in der Wildnis erheiterte uns einigermassen, aber die drei Stunden Ritt, die noch zu bewältigen waren, lagen uns schwer auf der Seele.



Vor dem Pjorsá-Uebergang.

Etwas weiter fanden wir ein verendetes Schaf, das noch ziemlich frisch zu sein schien; die Führer suchten nach einer Besitzmarke an dem Kadaver, konnten aber keine finden.

Mit der sinkenden Sonne nahm die Temperatur beständig ab, und die Tümpel, an denen wir vorbeikamen, zeigten dünne Eisdecken; der Wind aber blieb der gleiche und führte jetzt grosse Massen von Staub mit sich, die uns Augen und Mund so ziemlich zuklebten; da wir keine richtig winterlichen Kleider anhatten —

schliesslich war es ja Mitte August — klapperten wir nur so vor Kälte. Auch bot die Gegend keinerlei Zerstreuung und man konnte bei dem heftigen Sturm auch kein Gespräch führen; so war man in der Lage, sich dem anmutigen Gefühl des allmählichen Einfrierens rückhaltslos hinzugeben.

Gegen 8 Uhr abends, als es schon stark dunkel wurde, trafen wir auf einige wild umherlaufende Pferde, die sich uns sofort anschlossen; diese Tiere werden wie die Schafe den Sommer über frei gelassen und erst im Oktober eingefangen; mit zunehmendem Herbst kehren sie auch von selbst nach den bewohnten Niederungen zurück. Wir waren erstaunt, diese Tiere hier anzutreffen, wo sie doch an anderen Plätzen viel bessere Weide finden konnten, schlossen aber aus ihrem Vorhandensein in dieser Gegend auf die Nähe eines Grasplatzes. Diesen, der gleichzeitig unser Rastpunkt für die Nacht sein sollte, erreichten wir um $^1/_2$9 Uhr. Erst kurz vorher hatte sich das Landschaftsbild einigermassen geändert. Die ewige Aufeinanderfolge der Hügel wurde durch ein breites Tal unterbrochen, in dessen Grund ein kleiner Fluss über zahlreiche Kaskaden der Þjorsá zueilte; am Horizont zeigten sich schon die breiten Eismassen des Hofsjökull, der den Uebergang des Sprengisandur auf der Nordseite flankiert. Der kleine Fluss, den wir noch zu durchreiten hatten, heisst Kisa, was zu Deutsch „Kätzchen" oder besser „Miez" bedeutet; die Schreibweise Kisá mit der üblichen Flussendung á ist unrichtig. Am östlichen Ufer sattelten wir endlich ab; mit steifen Fingern mühten wir uns an Schnallen und Riemen, während die Führer das Zelt aufschlugen. Die Windseite wurde mit Kisten und Sätteln verstellt und das nötige Gepäck ins Innere gebracht. Bevor wir abkochten, mussten wir uns noch in dem nahen Flüsschen waschen; unserer Gesichter waren von einer dicken Staubschicht überzogen und sahen aus wie die von Leichen; jede Falte, die Augenhöhlen und Nasenwinkel waren dick mit Schmutz gefüllt und aus den Augen holten wir noch am nächsten Morgen unglaubliche Mengen von Sand. Bald sassen wir im Zelt auf unseren Decken; in der Mitte stand auf einer Kiste die Teemaschine, auf der wir erst Bouillon, dann Kakao kochten; die behagliche Wärme, die sich in dem geschützten Raum rasch fühlbar machte, löste die Steifheit unserer Glieder und beim gemütlichen Brodeln des kochenden Wassers kam eine

wohlige Müdigkeit über uns; draussen pfiff der Wind über das öde Land, aber das Wetter war klar und heller Mondschein lag über der grossartigen Einsamkeit. Bei einem Abendpfeifchen besprachen wir das Programm des nächsten Tages, der uns einen verhältnismässig kurzen Ritt — neun Stunden — bringen sollte, während die schärfste Tagesleistung auf den darauffolgenden Tag fiel. Bevor wir zu Bette oder vielmehr in unsere Schlafsäcke krochen, bekleideten wir uns noch mit allem, was wir finden konnten, denn die Nacht versprach kalt zu werden. Schon jetzt zeigte das Thermometer — 2^0 C. und die Helligkeit der Sterne deutete auf starken Frost.

20. August. Nach einer nicht durchaus zufriedenstellenden Nacht standen wir um $^1/_2 8$ Uhr auf. Die Sonne stand schon hoch und hatte die Luft bereits auf + 3^0 C. erwärmt; das Minimalthermometer zeigte auf — $4^3/_4{}^0$ C. Der Wind hatte ein wenig nachgelassen und wenn man nicht im Schatten des Zeltes stand, war es ganz erträglich. Eine unsagbar feierliche Stille lag über der endlos scheinenden Wüste, über deren Ostrand die Schneekuppe der Hekla von fern herüberwinkte. Von den Pferden war nichts zu sehen; ohne eine Spur von Leben dehnte sich die Einöde nach allen Seiten; nur das Fähnlein auf dem Zeltmast flatterte lustig im Morgenwind und brachte mit seinem frischen Rot Leben und Buntheit in das Bild.

Nach dem Frühstück machten sich die drei Führer auf die Pferdesuche und brachten nach einer Stunde alle 19 Stück glücklich zur Stelle. Auch einige von den „wilden“ Pferden, die wir am Vorabend gesehen hatten, waren mitgekommen und folgten uns noch über eine Stunde lang. Wir wandten uns wieder, von der Þjorsá weg, nach Nordosten und hatten bald das hügelige Ufergelände verlassen. Vor uns lag, eben wie ein Tisch, eine riesige Sandfläche, aus der sich in weiter Ferne der malerische Gebirgskamm des Kerlingarfjöll erhob; im Osten lugte über die flachen Bodenwellen der silberblinkende Streifen des Hofsjökull, dem auf der anderen Seite des Flusses die gigantischen Eismassen des Vatnajökull immer näher rückten, nur einen schmalen Durchpass freilassend. Das Gelände hob sich allmählich, der lose Sand ging in Moränenboden über, der ab und zu durch einen verwitterten alten Lavastrom unterbrochen war; die Luft war klar und wind-

still und die sonnenbestrahlte, von schimmernden Gletschern eingefasste Ebene bot ein überwältigendes Bild grossartigster Einsamkeit. Eine Wüste, von Eisbergen umgrenzt, flimmernder, gelber Sand und starrer, grauer Basalt, leuchtender Schnee und strahlend blauer Himmel, am Horizont ein Zug wilder Schwäne... Ein kleines Häuflein von Reitern, das seinen Weg durch die schweigende Oede sucht, fern vom Treiben des Alltags, auf frischer, fröhlicher Wanderung in der weiten, herrlichen Natur — es ist ein so köstliches Gefühl der Freiheit und vergeblich wäre die Mühe, die Stimmung jener Stunden jetzt hinterher, am Schreibtisch, mit Tinte und Feder wiedergeben zu wollen.

Um $^1/_2$1 Uhr sahen wir wieder das Ufer der Þjorsá, die wir nun zu überschreiten hatten; denn der Weg an ihrer Nordseite ist der vielen Abflüsse des Hofsjökull wegen fast ungangbar. In dem feinen feuchten Sand des Flusses fanden wir eine Unmasse Fährten von Schwänen; der ganze Boden war voll davon und viele Federn flogen im Winde oder trieben auf dem Wasser; in einem kleinem Tümpel am anderen Ufer sahen wir einen grossen Schwarm dieser prächtigen Vögel, die wir später noch aus grösserer Nähe kennen lernen sollten. Bevor wir den Uebergang in Angriff nahmen, hielten wir Mittagsrast, weil an unserem Ufer ein kleines bischen Gras wuchs. Olafur hatte hier ein Versteck, in dem sich etwas Reisig befand; er fügte ihm einige Fetzen Papier hinzu und schob sorglich die Steinplatte wieder über das Loch; er dachte beizeiten an seinen einsamen Heimweg.

Die Oertlichkeit, an der wir die Þjorsá durchqueren mussten, beisst Soleyjarhöfði. Der Fluss teilt sich hier auf kurze Zeit in zwei Arme, die eine kleine felsige Insel umschliessen. Der erste davon war ohne Schwierigkeit zu bewältigen, der zweite aber war der schwierigste Fluss, den wir auf der ganzen Reise antrafen. Das Wasser war fast so tief, wie beim Uebergang vor der Hekla, dabei aber viel reissender; der Boden bestand teils aus Quicksand, teils aus riesigen Kugeln und Schalen von Basalt, so dass man bald bis an den Sattel untersank, bald nur bis an die Läufe des Pferdes im Wasser war. Das schöne Vorkommen von Kugelbasalt interessierte uns sehr; überall lagen Calotten und Kugeln von enormer Grösse umher, und wenn man sich aus manchen ganz flach gehöhlten Schalen den ganzen Flächeninhalt

der hineinpassenden Kugel rekonstruierte, kam man auf Exemplare, die man in keinem gewöhnlichen Zimmer hätte unterbringen können.

Nur durch den Fluss von dem immer mehr sich entwickelnden Hofsjökull getrennt, ritten wir am linken Þjorsá-Ufer stromauf. Eine lange Strecke hindurch war der sandige Boden übersäet von kleinen braunen Steingebilden, die auf den ersten Blick aussahen



Am Fuss der Hekla.

wie fossile Korallen, Röhrchen von der Länge und Dicke eines Fingers mit einem nur wenige Millimeter breiten inneren Kanal; manche von ihnen waren gegabelt oder weiter verästelt, und alle bestanden aus einem tonig-sandigen Aggregat, dessen Eisengehalt nicht zu verkennen war. Jedenfalls waren diese Röhrchen, deren wir eine Menge sammelten, dadurch entstanden, dass ein vermutlich heisses, eisenreiches und sonstwie verunreinigtes Wasser über Gras und niederes Strauchwerk geflossen war, dessen

Aestchen und Halme von dem tonigen Sinterniederschlag überzogen worden waren. In einigen Stücken glaubten wir noch Reste von pflanzlicher Substanz zu erkennen. Jetzt war die Gegend wasserleer, aber nach etwa einer Stunde kamen wir über einen kleinen Bach mit gewöhnlichem kalten Wasser, dessen Grund und Ufer einen Beschlag aus demselben Material wie die gefundenen Röhrchen aufwiesen; der Bach mag wohl der Rest von früheren grösseren Ergüssen sein.

Einem schmalen Hügelrücken zwischen uns und den Fluss folgend, kamen wir an einen kleinen Tümpel, der mit etwas Riedgras umwachsen war. Als wir ganz nahe daran waren, flog plötzlich mit wuchtigem Flügelschlag ein grosser Schwan auf, und zwei Junge, die noch nicht fliegen konnten, gewannen angstvoll das Ufer und liefen der davonsegelnden Mutter unter kläglichem Geschrei nach. Obzwar sie schon weit grösser waren als jede Gans, hatten sie doch noch Flaum und keine Flügelfedern, und der erste Impuls, hier einen Schrotschuss anzubringen, erschien angesichts dieser hilflosen Jugend rasch als unwürdige Mordlust, zumal wir kaum in der Lage gewesen wären, auf unserer eiligen Reise eines der Tiere rechtzeitig abbalgen oder verzehren zu können. Es war der in Island sehr häufige Singschwan (Cygnus musicus Bechst.), isländisch álft oder svanur; der Höckerschwan (C. olor L.) kommt auf Island nicht vor.

Noch zwei Stunden trabten wir das Ufer entlang, einige kleine Nebenflüsse übersetzend, bis wir an einen grösseren Fluss kamen, die Tungnaá, die wir ein gutes Stück stromauf verfolgen mussten, bis wir eine Furt fanden. Der Winkel zwischen ihr und der Þjorsá wird von einem kahlen Bergrücken ausgefüllt, den wir nach dem Durchreiten der Tungnaá zu ersteigen hatten. Von oben sahen wir den sumpfigen Grasfleck, der unser Ziel für den Tag war; aber es dauerte noch reichlich eine Stunde, bis wir, an vielen morastigen Tümpeln vorbei, einen trockenen Hügel erreichten, an dessen Fuss ein klarer Wasserlauf floss. Wir fanden hier einen grossen Schwan, der wahrscheinlich einem Fuchs zum Opfer gefallen war; er war noch frisch blutig und der Platz auf mehrere Meter im Umkreis mit ebenfalls blutigen Federn bedeckt; es schien ein harter Kampf gewesen zu sein, in dem der edle Vogel unter-

legen war; Fährten konnten wir in dem dichten Moos nicht entdecken. Wir schlugen auf dem Hügel unser Zelt auf, und die Pferde zerstreuten sich rasch über die sumpfige Ebene, um die wenigen Grasinseln abzuweiden. Mein Bruder und ich gingen mit den Flinten einem kleinen Volk von Enten nach, die wir auf einem der Teiche schwimmen sahen; da aber das Gelände keinerlei Deckung bot, konnten wir gar nicht zum Schuss kommen; schon auf 200 bis 300 Schritt flogen die scheuen Tiere regelmässig auf und narrten uns derart über eine Stunde lang. Dagegen konnten wir an ein Wasser, auf dem eine Schwanenmutter mit ihrem Jungen schwamm, auf wenige Schritte herankommen, dann erst strich die Alte davon, ihren Sprössling kaltherzig im Stich lassend. Das arme kleine Ding krabbelte ans Land und watschelte, mit den nackten Flügeln schlagend und jämmerlich schreiend, wohl einen Kilometer weit nach einem stillen Arm der Þjorsá, wo sich seine Mutter längst wieder in Ruhe niedergetan hatte. Gerade von Schwänen wird viel erzählt, dass sie ihre Jungen mit kühnem Mut gegen Angriffe schirmen, und dieser wiederholte Fall von geringer Mutterliebe nahm uns ein bischen von der Sympathie, die wir den Schwänen von vorneherein entgegengebracht hatten.

Wir kamen sehr verspätet nach dem Lager zurück, wo die Gefährten schon ungeduldig mit dem Abendessen warteten; und da wir obendrein ohne Beute anrückten, mussten wir uns schon einige Witze auf unsere Kosten gefallen lassen. Doch war an diesem Abend das Bedürfnis, schlafen zu gehen, nicht so gross; die Luft war weit milder, als am Vortage und die Tagesleistung war nicht gross gewesen. Nur die Aussicht, am nächsten Morgen um 4 Uhr zu einem Ritt von vielleicht 17 Stunden bereit sein zu müssen, bewog uns, schon um $^1/_2$9 Uhr in die Schlafsäcke zu kriechen.

Der 21. August sollte uns durch den eigentlichen Sprengisandur führen, eine Wüste von nahezu 80 *km* Länge, in der wir sicher waren, kein Gras für die Pferde zu finden. Die ganze Strecke muss daher in einem Stück durchritten werden, und dieser Notwendigkeit verdankt der Sprengisandur seinen Namen; »að sprengja« bedeutet »überhetzen, zu Tode jagen«; gemeint sind die Pferde, deren Kraft bei dem Ritt aufs äusserste angestrengt

wird. Der Gedanke, Heu mitzunehmen oder die Pferde mit Getreide oder Brot zu füttern, ist naheliegend, scheitert aber an der Hartnäckigkeit, mit der die Tiere alle andere als Weidenahrung verschmähen; nur ausnahmsweise fressen sie im schlimmsten Falle Heu, so dass man sie selbst im Winter im Freien lässt, wo sie sich ihre elende Aesung unter dem Schnee hervorsuchen. Daher kommt es auch, dass die isländischen Pferde im Frühling immer ganz von Kräften sind und erst im Mai wieder richtig brauchbar werden. Bei unseren Ponies versuchte ich es wiederholt mit Brot, Zwieback, Schokolade, selbst Zucker, Leckerbissen für jedes mitteleuropäische Pferd; nur einmal nahm mein Reitpony ein Stück Zucker, aber nur, um es gleich wieder fallen zu lassen. In dieser Eigenschaft der isländischen Pferde liegt auch die Hauptschwierigkeit, sie in anderen Ländern zu verwenden, wo man sie nicht auf die Weide lassen kann. Es ist klar, dass die Tiere, wenn sie nur Gras fressen, grosse Mengen davon haben müssen, sollen sie bei Kräften bleiben, und dass sie auch oft fressen müssen, zumal sie nicht wiederkauen können. Ein ganzer angestrengter Tagesritt also, wobei die Nahrung schon vorher sehr knapp war, stellt in der Tat grosse Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit.

Der Sprengisandur bildet die Wasserscheide zwischen zwei der grössten Flüsse Islands, der Þjorsá nach Südwesten, dem Skjálfandafljót nach Norden. Er erhebt sich bis über 600 *m* Seehöhe, erreicht also fast die Grenze des ewigen Schnees. An der Stelle, wo die Gletscher am engsten zusammentreten, bei Tómasarhagi, nahe bei unserem Rastplatz Eyvindakofaver, ist der Durchpass nur etwa 10 *km* breit. Der Hofsjökull, der ihn im Nordwesten begrenzt, sendet seine Abflüsse sämtlich nach der Þjorsá; das Quellgebiet des Skjálfandafljot (d. i. zitternder Fluss — angeblich wegen der raschen, wellenschlagenden Strömung) liegt am Nordwestabhange des Vatnajökull und auf dem ihm vorgelagerten Tungnafellsjökull; im Tale zwischen beiden Gletschern liegt die Hauptquelle, und von hier geht nach der anderen Seite noch ein Wasserlauf der Tungnaá und Þjorsá zu. Der Vatnajökull, eine ungeheure zusammenhängende Eismasse, füllt den ganzen südöstlichen Teil von Island aus und das Herzogtum Kärnten fände bequem auf ihm Platz. Er ist eine noch fast gänzlich unbekannte Eiswüste; im Jahre 1875 überquerte ihn ein englischer Reisender,

Lord Watts, und entdeckte einige aus dem Eis aufragende Kraterkegel, darunter den Mount Paul (Pálsfjall). Thoroddsens grosses Verdienst ist es, den geologischen Aufbau dieses Riesenmassivs näher untersucht zu haben, und dieser Forscher fand auch, dass an seiner Nordseite, wo er in das ungeheure Lavafeld Odaðahraun übergeht, auf den Kratern, denen das letztere entstammt, die höchsten Punkte der Insel liegen, deren Erhebung — noch nicht ganz genau — mit über 2000 *m* gemessen ist.

Der gegenüberliegende Hofsjökull, aus dem gegen den



Landschaft an der Sandá. (Erdbebenhügel am Sandá-Uebergang.)

Sprengisandur die beiden Palagonitkegel Arnarfell it litla und Arnarfell it mikla hervorragen, ist bedeutend kleiner als der Vatnajökull, hat aber dennoch einen Flächeninhalt von ungefähr 1400 Quadratkilometern (25 Quadratmeilen). Ihn beschreibt Sartorius von Waltershausen mit folgenden Worten: „In der Mitte einer traurigen Wüste schwarzen vulkanischen Sandes ruhen seine krystallenen Gewölbe von grauen Nebelschichten umflossen, um hier in schauriger Einsamkeit ihre eigene Grösse zu feiern. Nur das Murmeln verborgener Quellen und das Rauschen neugeborener Eisströme, die nach kurzem Laufe vereint sich zur Þjorsá ver-

binden, beleben mit einförmigen Sang und Klang diese stumme, lautlose Wildnis, welche der Fusstritt des Menschen flieht. Des Arnarfells zackige Gestalt hebt sich hoch über die blendend weisse, mit lasurblauen Spalten unterbrochene Eisdecke, welche mit zwei weiter sich vorstreckenden Armen den freistehenden Berg nach drei Himmelsgegenden umschliesst und nur gegen Osten eine Alpenmatte an seinem Fusse verschont. Wie eine Oase in der Wüste erscheint dieser Grasfleck aus der Ferne dem ermüdeten Reisenden und seinen erschöpften Pferden, indem er ein willkommenes, freundliches Nachtlager und Ruhe nach den Anstrengungen des Tages verspricht."

Der Sprengisandurweg wird nur wenig von Eingeborenen und höchst selten von fremden Reisenden begangen. Seit Preyer und Zirkel (1860) ist keine Beschreibung dieser Gegenden in deutscher Sprache erschienen; uns sagten unsere Führer, dass die letzten Touristen, die vor uns die Durchquerung ausführten, drei Amerikaner gewesen seien, und das ist schon über zehn Jahre her. In der letzten Zeit ist die Gegend öfters von dänischen Generalstabsoffizieren besucht worden, und auch in diesem Jahre waren einige davon dort, obzwar mir nicht bekannt ist, dass sie den Sprengisandur ganz durchmessen hätten. Wir waren immerhin stolz darauf, einen so selten begangenen Weg zu reisen. Im Winter, bei Schneesturm und Nebel, mag die Tour wohl manche Schwierigkeiten bieten; im Sommer jedoch, und wenn man einen ortskundigen Führer hat, stellt sie an die Leistungsfähigkeit, geschweige denn an den Mut des Reisenden keine übermässigen Anforderungen; wenn Preyer und Zirkel und, diese zitierend, andere Verfasser wiederholt von den Gefahren des Weges sprechen, muss dies als eine Uebertreibung bezeichnet werden, wie sie den genannten Beschreibern nur allzu oft unterkommt.

21. August. Nach einer gut durchschlafenen, nur wenig kalten Nacht — das Thermometer zeigte $+1^{0}$ C. als Minimum im Freien — standen wir bei mildem, bewölkten Wetter um 4 Uhr auf. Trotzdem beim Frühstück, beim Einfangen und Bepacken der Pferde die möglichste Eile beobachtet wurde, waren wir doch erst nach $^{1}/_{2}6$ Uhr marschbereit. Es ist ganz merkwürdig, wie sich der Charakter der Landschaft verändert, wenn das Zelt nicht mehr aufgeschlagen steht. Es bildete für uns stets den Mittelpunkt der

Szenerie, man betrachtete es als »zuhause« und sah mit Heimatsgefühlen nach ihm hin, wenn man auf einem kleinen Ausflug eine Stunde davon weg war. Sowie es umgelegt und aufgepackt ist, steht man wieder in der Wildnis; die anmutige Unterbrechung der Einöde durch die hübsche Leinenpyramide mit dem Fähnlein und den umherstehenden Kisten und Apparaten verschwindet und man ist wieder obdachloser Landstreicher, während man vor einer Viertelstunde noch auf einem gemütlichen Lager von Decken wie ein Pascha gefrühstückt hat. Heute war es übrigens besonders feldmässig zugegangen. Der Proviantmeister hatte an jeden ein grosses Stück kaltes Schaffleisch, doppelte Schokoladeration und einige Stücke Zwieback verteilt, nebst der fälligen Mittagszigarre; denn es war beschlossen, vor dem Abend keine grössere Rast zu halten

Eine halbe Stunde lang stapften die Pferde durch das sumpfige Gelände, dann ging es auf einige Hügel zu, die eine deutliche Vegetationsgrenze bildeten. Wir verliessen das Tal der Þjorsá, die eine fast rechtwinklige Bewegung macht, und bald war nichts mehr zu sehen, als rechts und links die Gletscher, vor uns und hinter uns endlos sich wiederholende, flache Sandhügel. Der Wind, der von der eisumsäumten Passhöhe nach beiden Seiten abwärts weht, war in Eyvindarkofaver kaum zu spüren gewesen, jetzt hatten wir ihn schon im Rücken. Wir ritten fortwährend Trab und Galopp und legten in dem Bewusstsein, dass man heute nicht zuviel nach der Uhr sehen durfte, Stunde um Stunde zurück. Um 9 Uhr hielten wir einige Minuten an einem kleinen Tümpel, um die Pferde trinken zu lassen, nachdem wir vorher ein Gleiches getan hatten. Wir konstatierten mit Befriedigung, dass wir nur mehr „höchstens“ dreizehn Stunden vor uns hatten. Der Boden, der anfangs noch Moräne, später steinig und lapillibestreut gewesen war, wurde jetzt fein staubig und unter den 76 Pferdehufen entstanden mächtige Wolken, die der Wind getreulich hinter uns drein blies. Das Terrain war jetzt ganz eben und wir ritten so scharf, als es mit Rücksicht auf den langen Weg möglich war; die Höhe der Wasserscheide war schon erreicht und es ging jetzt in der Richtung auf einen flachen Bergrücken zu, der wie eine Insel aus dem Sandmeer aufstieg. Der Wind nahm zu und hob grosse Massen des lockeren Staubes auf. Bald war es nicht mehr

möglich, der Wolke, die wir erzeugten, davon zu reiten; es half auch nichts mehr, dass wir in breiter Front nebeneinander galoppierten, um wenigstens vor uns reine Luft zu haben; in scharfen Stössen wirbelten ganze Säulen von Sand auf und bald war die Luft so dicht davon erfüllt, dass man den Nachbar nur mehr als dunklen Schatten in dem orangegelben Nebel erblicken konnte, während das Zusammenbleiben mit den übrigen nur durch Zurufe und das Klappern der Packkisten möglich war. Die Sonne schien matt als dunkelrote Scheibe, deren schwaches Licht auf Augenblicke ganz verschwand.

Ein Streifen nicht versandeter Lava, den wir passierten, hemmte endlich die nachdrängenden Wolken, so dass man wieder etwas freien Ausblick hatte. Wir waren dem Bergrücken von vorhin schon auf wenige Kilometer nahe gekommen und als wir zur Linken eine kleine Wasserfläche bemerkten, schwenkten wir dahin ab, um den Pferden Wasser zu geben. Es gab an Ross und Reiter keine Farbenunterschiede mehr; Schimmel, Rappe, schwarzer Rock, grauer Rock — alles war gelb, das Gesicht genau so wie die Stiefel. Die Pferde verschmähten das schmutzige Wasser des flachen, kaum 5 *cm* tiefen Tümpels und der Tross galoppierte weiter. Als wir aber bei der Bemühung, unsere Reitpferde dennoch zum Trinken zu bewegen, das Wasser näher ansahen, sprang einer von uns plötzlich mit dem Ruf „Kaulquappen!" aus dem Sattel und wie elektrisiert folgten die anderen dem Beispiel. „Kaulquappen" war eines unserer geläufigen Schlagworte. Gerade weil wir sicher waren, in Island nicht eine einzige zu finden, lugten wir nach ihnen und nach Fröschen beständig aus und glaubten sie überall zu sehen. In der Tat wimmelte die seichte Pfütze von kleinen geschwänzten Tierchen, die auf den ersten Blick genau so aussahen. Natürlich war es etwas anderes, aber auch dieser Fund machte uns grosse Freude. Wir hatten Krebse der Gattung Apus vor uns, die bekanntlich dadurch merkwürdig sind, dass sie mit einem Male an Orten, wo man sie nie vorher gesehen hatte, in riesigen Mengen auftreten, um nach kurzer Zeit auf Jahre oder auf immer aus der Gegend zu verschwinden. Die Eier dieser Tiere gehen zugrunde, wenn sie eintrocknen, ausser in dem Falle, dass sie vor dem Vertrocknen gefroren waren; ist dies eingetreten, können sie lange Zeit ohne Wasser fortbestehen, um dann, sowie

sich eine günstige Gelegenheit ergibt, sich weiter zu entwickeln. Diese sonderbare Existenzbedingung erklärt die Unregelmässigkeit ihres Vorkommens. Natürlich mussten wir von den Tieren welche mitnehmen, und während die beiden anderen der Karawane nachsprengten, um sie zu langsamen Tempo zu veranlassen, sammelten Dr. Reichard und ich in die Gläschen, die wir bei uns trugen, soviel als wir bekommen konnten. Es war nicht leicht,



Im Sprengisandur.

sie zu erhaschen. Um den einen Arm hing der Zügel, an dem das Pferd heftig zerrte, da es den übrigen nach wollte, in der freien Hand hatte man das Glas und während der Sand in erneuten Massen um unsere Köpfe wirbelte, knieten wir in dem schmutzigen Tümpel und jagten unserer Beute nach; aber was tut man nicht alles im Dienst der Dame Wissenschaft!

Unseren Gefährten nachsetzend, erreichten wir die Hauptmacht gerade, als sie am Fusse des Fjorðungsalda für etwa zehn

Minuten Rast machte. Es war ½1 Uhr mittags; die Luft war hier wieder etwas reiner, denn das ganze Erdreich zwischen dem Tümpel und hier war feuchter Lehm. Am Fusse des Berges erstreckte sich ein ziemlich grosser See, der Fjorðungavatn, und hier tranken die Pferde und wir. Die Szenerie war eigenartig und schön. Nie hätte man erwartet, im „Land des Eises" ein derartiges asiatisches Wüstenkolorit anzutreffen. Der Himmel erschien durch den Staubschleier fast grün, die Sonne schimmerte rotgelb hindurch und das stahlblaue Wasser des Sees stand in scharfem Gegensatz zu dem gelben Sand, der den Boden bedeckte und an feuchten Stellen eine rostbraune Farbe annahm; wie Nebelwolken leuchteten die Gletscher herüber und der niedere Berg schien in der undurchsichtigen Luft unermesslich hoch. Alle Farben waren zu stumpfen Tönen gedämpft und weit entfernt von der Frische, die im Norden sonst den Hauptreiz der landwirtschaftlichen Schönheit ausmacht.

Vom See ab ging es nach Norden in die ödeste Sandhügelwüste, die man sich denken kann. Jede Spur von Tierleben oder Vegetation ist verschwunden; ein endloses Aufeinanderfolgen von flachen Bodenwellen nimmt das Mass für Raum und Zeit; wir konnten uns nach der Gobi- so gut wie nach der arabischen Wüste versetzt denken. Stundenlang ritten wir dahin, stets Trab und Galopp und die Pferde, die wohl zu wissen schienen, dass vor dem Abend doch nichts für sie zu holen sei, leisteten ihr Bestes. Nur um 2 Uhr unterbrach unser hunnisches Mittagmahl den eintönigen Ritt; ohne die Geschwindigkeit zu mässigen, nahm man das Stück Fleisch aus der Tasche und riss mit den Zähnen Stück für Stück herunter; dazu den ganz zerbröckelten Zwieback und die in der Tasche weich gewordene Schokolade; dann nimmt man einen Schluck Cognac aus der Feldflasche, stopft eine frische Pfeife, wer nicht ein Bonvivant ist und seine Zigarre ansteckt, und es geht wieder weiter, von einer Steinpyramide zur nächsten, dritten, vierten, zwanzigsten. Allmählich heben sich die Eisberge des Vatnajökull zur Rechten hervor.

Um 6 Uhr, als wir über zwölf Stunden im Sattel waren, begann eine allgemeine Abspannung platzzugreifen und es zeigte sich als nötig, die Musikbande in Tätigkeit treten zu lassen. Diese bestand im wesentlichen aus Merton und mir und die Vorführung

erstreckte sich auf Märsche und Walzer, die unter möglichst getreuer Nachahmung einer Regimentsmusik „gesungen“ wurden. Der Erfolg war durchschlagend. Das Publikum stimmte ein, Finsen pfiff fröhlich mit — er hatte sich schon die meisten unserer Lieder gemerkt — und selbst der gesetzte Gunnarsson gab Töne von sich und begeisterte sich zu mächtigen Hieben mit seiner Riesenpeitsche. In sausendem Galopp ging es weiter. Um 7 Uhr war kurzer Aufenthalt an einer Pfütze und um $^1/_2$8 Uhr erblickten wir nach einer plötzlichen Bodensenkung das tief eingeschnittene Tal des Skjálfandafljót. Wir stiegen durch die Kiðagil (d. i. Ziegenschlucht) die schluchtartige Spalte eines Baches vom Rande der Hochfläche nach dem Flusse hinab. Der Sprengisandur liegt hinter uns.

Aber noch war unser Ritt nicht zu Ende. Das Flussbett war vegetationslos, bis auf wenige Halme einer hellgrünen, harten Grasart. Ein Lavastrom hatte seinen Weg vorzeiten durch das Tal bergab genommen und füllte es fast seiner ganzen Breite nach aus. Zwischendurch lag fester, feuchter Sand und ab und zu musste ein Arm des Skjálfandafljót übersetzt werden, der sich zwischen den Talhängen und den Lavaklippen mühsam seinen Lauf suchen muss. Der Grasplatz, den wir erreichen wollten, lag noch ein gutes Stück stromab. Das Tal verengte sich bald so sehr, dass wir fast im Flusse reiten mussten, und wo das Ufer Raum genug liess, war dieser mit ungefügem Geröll bedeckt, so dass man lieber durch das Wasser ritt. Schafe waren wieder zu sehen und sprangen von Klippe zu Klippe uns nach, mit staunendem Geblök die seltenen Gäste begrüssend. Um $^1/_2$9 Uhr hielt Bergsson, der schweigsame Führer, an. Wir sollten uns einigen, ob wir noch drei Stunden zu einem guten Grasplatz reiten wollten, oder sofort an einem mittelmässigen rasten. Mit vier gegen zwei Stimmen beschloss die Expedition das letztere. Demzufolge wurde der Fluss durchritten und drüben gab es Gras. Im Nu waren neunzehn Pferdemäuler zu Boden gesenkt und die armen hungrigen Tiere rissen grosse Büschel aus der Erde und zermalmten sie mit gierigem Schnaufen. Wir verliessen nach einem fast ununterbrochenem Ritt von 15 Stunden die Sättel und bald sassen wir im Zelt und labten den müden Leib mit köstlichem Cacao; zwei Fleischbüchsen gingen den Weg alles Büchsenfleisches. Noch

wurden beim Kerzenscheine die Apus in Alkohol gebracht und einige Worte ins Tagebuch gekritzelt. Dann sich auf den Rücken legen, die steifen Beine behaglich strecken und eine Abendzigarre rauchen — hinter uns der Sprengisandur — hatte man nicht Grund, zufrieden zu sein?

22. August. Es ist trübes, regendrohendes Wetter; sehr gut, dass es erst heute eintritt und nicht schon gestern. Der Aufbruch erfolgt $^1/_4$ vor 9 Uhr. Nach neuerlichem Ueberschreiten des Flusses verfolgten wir sein Bett noch etwa eine halbe Stunde lang stromab, erkletterten dann, die Pferde am Zügel führend, den Rand des Plateaus und befanden uns mit einem Schlage wieder inmitten öder Sandhügel. Da das Tal des Skjálfandafljót nur eine schmale, scharf abgesetzte Einsenkung in der welligen Hochfläche bildet, nimmt man es garnicht wahr, wenn man nicht unmittelbar daran entlang reitet, und so glich die Szenerie über eine Stunde lang wieder ganz den einsamsten Teilen des Sprengisandur. Nur zur Rechten ist der Horizont durch den Vatnajökull und seine hohen Vorberge begrenzt, unter denen der Trölladyngja (zu deutsch etwa »Unholdsheim« durch seine regelmässige, schön gewölbte Kuppe auffällt. Das Vorland dieser Berge ist das schon erwähnte Ódaðahraun, das sich mit seinen Ausläufern bis weit nach Norden an den Mückensee erstreckt.

Wir kamen an einigen kleinen Teichen vorbei und folgten dem kleinen Bach, der sich aus ihren Ausflüssen zusammensetzt. In zahllosen Windungen fliesst er zwischen den Hügeln zu Tal, und wir kreuzten ihn fünf- oder sechsmal. Hier sahen wir auch wieder eine Wildgans und einige Schneehühner. An der Stelle, wo der Bach in einen See, den Ishollvatn, mündet, liegt die seit über zwanzig Jahren verlassene Farm Isholl. Die einzelnen Gebäude waren teils abgetragen, teils zerfallen und ihre Ruinen dienten nur mehr einer grossen Anzahl von Schafen als Unterschlupf. Hier war der Grasplatz, den wir möglicherweise gestern noch hätten erreichen können. Wir hielten ungefähr eine halbe Stunde; die Pferde, die bei unserem Nachtquartier nicht genügend Futter gefunden hatten, setzten das Geschäft des Weidens emsig fort. Wir entledigten uns, da es nicht mehr regnete, unserer Oelkleider und ritten um 1 Uhr mittags weiter. Nach der nächsten Ansiedlung, Myri, war es nicht mehr gar weit, weshalb wir die Mahlzeit bis

dorthin verschoben. Ueber eine Stunde lang folgten wir dem westlichen Ufer des Ishollvatn, überschritten seinen Ausfluss und ritten an ihm entlang, in ein richtiges Wiesental hinab, an dessen Ausgang in das Haupttal des Skjálfandafljót Myri lag. Wir erblickten wieder Schafe, Kühe und Pferde, und als wir noch eine halbe Stunde weiter waren, sahen wir auch Menschen; ein Bursch und ein Mädel, die mit Grasschneiden beschäftigt waren, kamen



Am Fjorðungavatn.

eilig auf uns zu, und schienen uns geradezu erwartet zu haben; als beide näher herankamen, zeigten sie grosses Erstaunen, dessen Grund wir alsbald erfuhren. Am Morgen desselben Tages war nämlich der Hauptmann Brun vom dänischen Generalstab mit 4 Mann und 20 Pferden nach dem Sand aufgebrochen, und als die Leute von Myri uns kommen sahen, dachten sie natürlich zuerst, dass Brun und seine Karawane zurückkehrten. Wir hatten ihn leider nicht begegnet, da er etwas weiter westlich geritten

war; es hätte sonst jedenfalls ein interessantes Zusammentreffen gegeben.

Der junge Isländer schwang sich kühn auf eines unserer ledigen Ponies, aber nur um sofort auf der anderen Seite herunter zu fallen. Nachdem ein zweiter Versuch von Erfolg begleitet war, ritt er mit uns; über üppigen Wiesengrund galoppierend, trafen wir nach kurzer Zeit an den Uebergang über den See-Ausfluss, und um 4 Uhr nachmittags sattelten wir in Myri ab.

VII.

Nach dem angestrengten Ritt durch den Sprengisandur musste den Pferden ein voller Tag Ruhe gegönnt werden; auch wir waren ganz froh, wieder einige Zeit faullenzen zu können und es zeigte sich, dass wir in der Wahl der Oertlichkeit sehr glücklich gewesen waren. Myri war ein mittelgrosses Gehöft und die Bewohner gastfrei und entgegenkommend.

Die Bauart des Hauses war der Typus des Nordens von Island; obzwar der Hof, wie im Süden, aus einzelnen kleinen Häuschen zusammengesetzt war, unterschied er sich bedeutend durch die Anordnung und innere Ausstattung der Räume. Die Gemächer waren in vier Zeilen hintereinander angebracht, wodurch die ganze Anlage einen fast quadratischen Grundriss erhielt. Angenehm bemerkbar machte sich das Fehlen der schwarzen niedrigen Gänge und das Vorhandensein einer geräumigen Vorhalle. In der Vorderfront lagen das Gastzimmer, die Halle, ein Schlafraum, die Sattelkammer und die Schmiede; die ersteren erreichte man vom Vorraum, die beiden letzteren hatten eigene Eingänge.

In der zweiten Reihe, parallel zur ersten, waren die Milchkammer, ein Vorratsraum für Speisen und einer für Heu. Dahinter kam die Küche, die alte Küche, jetzt Torfstapelraum, und der Gang nach dem gedeckten Brunnenhäuschen; endlich in der Hinterfront das Zimmer des Hausherrn und die Schlafräume für Frauen und Mägde. Der Bauer hatte einen stattlichen Bücherschrank und einen schönen Schreibtisch, über dem ein Barometer, Thermometer und eine Pendeluhr hingen. Im Frauengemach stand ein grosser Webstuhl und in der neuen Küche ein schöner eiserner Herd.

Das Gastzimmer war wie alle Wohnräume mit Holz ausgekleidet. In einer Wandnische stand ein Himmelbett, eine zweite ausziehbare Bettstelle, ein schöner alter Schrank, ein Tisch und vier Stühle. Von der Decke hing eine Petroleumlampe, an der Wand zwischen den Fenstern ein Spiegel.

Die Mauern des Hauses waren aus Torf auf einer Basis von Stein, die Dachstühle aus Holz und mit Rasen gedeckt.

Alle Bewohner von Myri waren beständig freundlich um uns bemüht. Der Bauer hatte vierzehn Kinder gehabt; zwei davon, Söhne, waren nach Winnipeg ausgewandert, zwei waren gestorben, ebenso wie die Frau des Besitzers. Sein Vater, Jón Ynyjaldsson, war ein schöner bärtiger Greis von jetzt 75 Jahren; wir erfuhren, dass er es war, der im Jahre 1860 die Karawane von Preyer und Zirkel durch den Sprengisandur geführt hatte. Das Buch dieser beiden Reisenden befand sich unter unserem Gepäck und mit Freude und Stolz hörte der Alte die lobenden Erwähnungen, die über ihn darin standen, und die Finsen ihm übersetzte. Er versah im Haus die Schmiedearbeit und reparierte mit viel Geschick Dr. Reichards Flinte, deren Schaft am Vortage abgebrochen war.

Unter den Töchtern und Mägden riefen wir grosse Aufregung hervor. Aus allen Ecken guckten die übermütigen Mädchen heimlich heraus, um, wenn sie sich bemerkt sahen, eiligst zu entfliehen. So oft eine von ihnen unser Zimmer betrat, war zuerst vor der Tür ein langes Flüstern und Kichern, und wenn sie uns irgend etwas brachten, den Tisch deckten oder die Betten herrichteten, konnten sie sich gar nicht halten vor unterdrücktem Lachen. Unsere Verständigungsversuche verliefen stets unter grosser beiderseitiger Heiterkeit und das Ende war immer, dass Finsen herbeigeholt wurde und den Dolmetsch machen musste. Unter anderem brachte man in unser Zimmer einen Spucknapf, schön mit Papierfransen und Gras geschmückt. Eines der Mädchen stellte ihn vor den Schrank, die übrigen drängten sich in der Türe, um uns zu beobachten; da wir von dem Gerät nicht sofort Gebrauch machten, schien die Ueberbringerin zu denken, dass es den europäischen Barbaren überhaupt unbekannt sei; demzufolge machte sie uns ein Zeichen, aufzupassen, stellte sich feierlich hin und spuckte kräftig in den Napf, worauf die ganze Schar unter unmässigem Gelächter davonrannte. Ausser den erwachsenen Kindern war noch ein

Mädchen von etwa zehn Jahren da, ferner drei kleine Jungen; Helgi, der Jüngste, mochte vielleicht vier Jahre zählen; er schleppte beständig eine grosse graue Katze mit sich herum und war schon nach kurzer Zeit sehr zutraulich; besonders für unsere Taschenuhren bekundete er mächtiges Interesse.

Es gab in Myri eine Anzahl Hühner, also auch Eier, und unser erstes Abendessen verlief sehr üppig. Vorzüglich waren



Krater im Mückensee. Merton phot.

Milch und Butter wie immer in Island. Wir fanden es sehr behaglich, an einem weissgedeckten Tisch mit Messer und Gabel essen zu können, und auch die weichen Betten, die zum Teil auf dem Fussboden bereitet wurden, waren recht angenehm nach den fünf kalten Zeltnächten.

Der 23. war Rasttag; es regnete fast unausgesetzt, so dass wir kaum das Haus verliessen. Olafur Bergsson, unser Führer, machte sich heute wieder auf den Rückweg. Wir hatten ihn in

der kurzen Zeit rasch liebgewonnen und es tat uns leid, wohl auf Nimmerwiedersehen von ihm scheiden zu müssen. Wir mussten ihm versprechen, unsere Photographien zu senden; Merton machte auch von ihm und seinen beiden Pferden eine Aufnahme, die ihm ebenfalls später geschickt wurde. Vor dem Abschied bekam jedes seiner Pferde eine grosse Schüssel Milch zu trinken; einer der Söhne begleitete Olafur noch bis Isholl. Sein Ritt durch den Sprengisandur allein, ohne Zelt und bei elendem Wetter war sicher kein Spass, obzwar er den Weg mit Pferdewechsel wohl in drei Tagen bewältigen konnte. Vielleicht ist er mit der Karawane Brun zusammengetroffen, die jedenfalls langsamer vorwärts kam, als der einzelne Reiter.

Auf der Wiese vor dem Haus lag ein riesiger Haufen rotgestrichener Balken, die Hauptmann Brun hierhergebracht hatte, um sie in denjenigen Teilen des Sandes aufzustellen, die bisher der Wegweiser entbehrt hatten.

Bei der Durchsicht unseres Gepäckes fiel uns das arme Schneehuhn in die Hände, das ich am 17. in Asálfsstaðir geschossen hatte, und das ganz vergessen worden war. Das kalte Wetter aber hatte bewirkt, dass es noch vollständig frisch war, und es kam am selben Abend auf den Tisch.

Sonntag den 24. August setzten wir unsere Reise fort; wir hätten Akureyri in einem starken Tagesritt erreichen können, doch machten wir, bevor wir dorthin kamen, einen grossen Umweg, der uns noch an den Mückensee, den Dettifoss und an die Nordküste führen sollte. Wir rechneten bis zu unserer Ankunft in der Hauptstadt des Nordlandes noch sieben Tage.

Am Morgen, als wir noch bei der Toilette waren, drang plötzlich die gesamte Weiblichkeit von Myri in unser Zimmer; ohne sich um unseren halbbekleideten Zustand zu bekümmern, begannen sie die Schränke aufzureissen und kramten daraus eine Menge von Kleidern, Tüchern und allerlei sonstigem Zeug hervor, das sie zum Kirchenbesuch anlegen wollten. Die nächste Kirche, die von Lundarbrekka, liegt nur etwa 10 *km* entfernt auf dem Weg nach Akureyri. Als wir gegen 11 Uhr unser gemütliches Quartier verliessen, begleiteten uns die Mädchen, die sich recht hübsch angezogen hatten, bis zur Wegteilung; der Bauer und ein Sohn des Hauses ritten mit uns bis zur Furt über den Sjkálfanda-

fljót, der hier schon zahlreiche Abwässer des Vatnajökull in sich vereinigt und eine stattliche Breite erreicht hat. Hier kehrte der Sohn um, der Vater, der Geschäfte in der Gegend hatte, blieb den ganzen Tag unser Reisegenosse. Der Flussübergang war ziemlich schwierig, da das Wasser tief und reissend, der Boden mit riesigen Geröllblöcken bedeckt war.

Auf der Karte von Thoroddsen ist Myri fälschlich am rechten Ufer des Skjálfandafljót gezeichnet; tatsächlich ist es von diesen noch durch den Abfluss aus dem Ishollvatn getrennt, der von links in den Hauptfluss einmündet; es liegt also noch mindestens 2 *km* von diesem entfernt, und zwar auf seiner linken Seite. Das rechte Ufer, das wir durch den Uebergang erreichten, ist auf weithin von einem Ausläufer des Ódaðahraun bedeckt, und wir ritten eine halbe Stunde lang zwischen den wild zerrissenen Lavaklippen hindurch. Gegen Osten und Norden erstreckt sich das ungeheure Lavafeld noch viele Kilometer weit, bis es sich am Mývatn mit den erstarrten Ausflussmassen der dort gelegenen Krater vereinigt.

Das Ódaðahraun bedeckt eine Bodenfläche von ungefähr 5500 km^2 (rund 100 Quadratmeilen) und der Abstand zwischen seinem Südende am Dyngujökull und dem Nordrande am Mückensee beträgt etwa soviel wie die Entfernung zwischen Wien und Bruck an der Mur. Seine Entstehung verdankt es hauptsächlich den Kratern an der Nordseite des Vatnajökull, wo ganze Reihen von Vulkankegeln erst in jüngster Zeit durch den unermüdlichen Thoroddsen entdeckt wurden, der das Ódaðahraun, eine völlig unwirtliche Wüste, unter ausserordentlichen Mühsalen und Anstrengungen durchquert und vermessen hat. Zwischen den einzelnen grossen Lavaströmen, die oftmals einer über den anderen geflossen waren, finden sich ausgedehnte Flächen von Flugsand, besonders im Norden, wo oft rasende Stürme ungeheure Massen von Sand aufreissen und weit über das Land hintragen. Der Volksglauben bevölkert das „Lavafeld der Missetaten" mit allerhand Unholden und übernatürlichen Wesen; auch war man der Meinung, dass in den unzugänglichsten innersten Strecken grosse Oasen herrlicher Wiesen und blühender Täler seien, bewohnt von Elfen und Kobolden, die den Menschen, der dorthin vordringt, für immer festhalten. Der Grund zu diesen Sagen — wenn man überhaupt nach einem

suchen will — ist der, dass in früherer Zeit Verbrecher und Geächtete mitunter in das Ódaðahraun flüchteten und in seinen unwegsamen Wildnissen Schutz vor ihren Verfolgern fanden; diese „Utilegumenn“ wurden im Laufe der Zeit zu sagenhaften Riesen und Schreckgestalten, und noch jetzt gilt die ganze Wüste als ein verrufener Platz. Entstanden ist das Ódaðahraun in vorgeschichtlicher Zeit; geologisch gesprochen ist es dagegen ziemlich jung, denn alle Ergüsse haben erst nach der letzten Eiszeit stattgefunden, wie Thoroddsens Untersuchungen gezeigt haben.

Das Vorland dieses öden Reiches, das wir auf unserem Weg nach dem Mückensee zu durchreiten hatten, ist ein schier endloses Aufeinanderfolgen von Sümpfen und seichten, stehenden Gewässern. Stundenlang führte uns der Weg, soweit ein solcher vorhanden wer, über schwammigen Morast, der Boden schwankte unter den Tritten der Pferde elastisch auf und ab, und in jeder Hufspur sammelte sich sofort das Wasser an. Oft brachen die Ponies bis an die Brust ein, und es war ein hartes Stück Arbeit, sie wieder hochzukriegen. Die flachen Bodenerhebungen waren die einzig sicheren Stellen und wir waren froh, wenn einer der dazwischen liegenden Niederungen ohne Unfall durchquert war. Gegen 2 Uhr passierten wir, ohne Rast zu machen, einen kleinen See, den Sandvatn; von hier ab wurde das Gelände etwas besser und auch der Regen, der den ganzen Vormittag angehalten hatte, liess etwas nach und wich schliesslich einem schweren, dichten Nebel. Schweigend und missmutig ritten wir dahin; nur die Schneehühner, die in grossen Mengen rechts und links aufflatterten, gaben uns Hoffnung auf gute Jagd und besserten so unsere gedrückte Stimmung. Um $^1/_2$4 Uhr erblickten wir im Dunst und Nebel die Wasserfläche des Myvatn und drei Viertelstunden später erreichten wir unsere Nachtstation, das Gehöft Gautlönd. Dieses war eine kleine natürliche Festung; in fast geschlossenem Bogen war es von einem tief eingeschnittenen Bach umflossen und wir mussten noch im Kreise herumreiten, bis wir das kleine Brücklein fanden, das nach dem Haus führte.

Wir wurden ungemein freundlich aufgenommen; der Besitzer, Þingmann Jónsson, war zwar im Parlament in Reykjavik, aber sein Bruder, Jón Jónsson, war anwesend und erwies uns jedes Entgegenkommen. Für die von jeder Handelsstrasse weit abge-

legene Gegend, in der wir uns befanden, war das Gebäude geradezu luxuriös eingerichtet und der Hausherr schien ein Mann von gutem Geschmack zu sein. Im Salon war sogar ein Sofa und mehrere Albums mit Photographien lagen auf dem Tisch. Wir waren erstaunt über die grosse Anzahl von Bildern, die in Canada, meist Winnipeg, angefertigt waren und erfuhren, dass dies das Hauptziel der zahlreichen isländischen Auswanderer sei, die dort



Hverfjall.

alle im selben Distrikt wohnen, ihren Ortschaften isländische Namen geben und sogar eine isländische Zeitung herausgeben. Einige Exemplare davon bekamen wir sogar zu sehen. Man setzte uns eine reichliche Mahlzeit vor, bei welcher wir von der Frau des Hauses selbst bedient wurden, und dann gingen wir trotz des dicken Nebels auf die Schneehuhnjagd, da der Reichtum der Umgegend an diesen Vögeln doch zu verlockend war. Das Wetter war für unser Vorhaben zwar das denkbar ungünstigste, und

wir erlegten in $2\frac{1}{2}$ Stunden zusammen bloss acht Stück; es langte gerade für das Ehepaar, die Führer und uns. Zur Nachtruhe bekam jeder von uns ein besonderes Bett und niemand musste auf der Erde liegen; das war uns seit den Geysiren nicht mehr vorgekommen; wie schliefen dafür auch fast zwölf Stunden.

Am folgenden Morgen gab es zwei Ueberraschungen: Erstens schien, als wir erwachten, die helle Sonne in unser Zimmer, Nebel und Regen waren weg. Das war gut. Weniger erfreulich war die zweite Ueberraschung; wer vor die Türe trat, war im Nu in einer dichten Wolke von kleinen Fliegen, die eine unglaubliche Zudringlichkeit zeigten und ein ruhiges Stehen oder Sitzen im Freien zur Unmöglichkeit machten. Die Nähe des Mückensees zeigte sich recht vielversprechend.

Wie frühstückten ununterbrochen von 9 bis $\frac{3}{4}$12 Uhr. Erst gab es Kaffee und guten Kuchen, dann die Schneehühner von gestern, Brot, Butter, Eier und Milch und bevor wir abritten, nochmals Kaffee und Kuchen. Der Betrag von 20 *K*, den wir für uns, die Führer und die Pferde bezahlten, war lächerlich gering im Verhältnis zu dem, was uns geboten worden war. Um 12 Uhr brachen wir endlich auf . . Unsere Karawane lockte Unmassen von Fliegen herbei — Simulia ist ihr wissenschaftlicher Name, deutsch Kriebelmücke —, unter denen besonders die Pferde sehr zu leiden hatten. Stellenweise war es so schlimm, dass die armen Tiere wie verrückt davonrannten; übrigens ritten wir so schnell wir konnten, aber sowie das Tempo etwas langsamer war, erschien die Luft schwarz von den lästigen Peinigern. Merton und Dr. Reichard hatten Gazeschleier, die so ziemlich schützten; trägt man aber, wie mein Bruder und ich, Augengläser, so kann man mit einem Schleier, der sich beständig hin und her schiebt, nichts anfangen; ausserdem hindert dieser am Rauchen, welches immer noch das beste Hilfsmittel ist. Wir durchritten die breite und tiefe Laxá, den Ausfluss des Mývatn und hatten schon hier einen Einblick in die ungeheuer reiche Vogelwelt, die diesen See bevölkert; überall schwammen Enten und Taucher, und wir schwelgten im Vorgeschmack der ergiebigen Jagd auf dem See selbst. An seinem Ostufer entlang ritten wir auf den imposanten dunklen Palagonitkegel des Vindbelgjarfjall zu, während im Osten

der wunderbare Riesenkrater des Hverfjall immer näher rückte. Bei einer kleinen Rast, die wir machten, hatte ich einen Unfall, der leicht hätte gefährlich werden können. Ich hatte, wie immer, meinem Pferd die Zügel vornübergestreift und war, um es am Fortlaufen vor den Mücken zu verhindern, mit einem Fuss auf die Schlinge getreten, — eine Unvorsichtigkeit, die ich raschestens büsste. Ich stand mit Merton etwas abseits und als die anderen schon weiter ritten, war ich noch nicht aufgesessen. Mein Pony begann den übrigen nachzulaufen und ich hüpfte auf einem Bein nebenher, vergeblich bemüht, mich zu befreien; das Pferd trat mit dem einen Vorderhuf in den Zügel, kam zu Fall und riss mich unter sich; mein Fuss und ein Arm waren gefesselt und das geängstigte Tier schlug mit den drei freien Beinen wie toll in der Luft umher, so dass ich zunächst daran denken musste, nur meinen Schädel ganz zu erhalten. Ich rief Merton, der schon voraus war, zu Hilfe, er kam eilig herbei, durchschnitt mit seinem Jagdmesser meinen Zügel und befreite mich aus meiner unangenehmen Lage. Nun war aber Mertons Pferd der Karawane nachgerannt, die längst ausser Rufweite war. Das Zurückbleiben zweier Mitglieder war nichts seltenes — wenn wir photographierten, kam derlei sehr oft vor — und erst als das ledige Pferd angestürmt kam, merkten die Gefährten, dass etwas Besonderes los war. Finsen kam uns mit dem Ausreisser entgegen; mein Zügel wurde neu geknüpft, Merton, der sich bei seinem Rettungswerk tüchtig in den Finger geschnitten hatte, verbunden und dann galoppierten wir wieder den anderen nach.

Ein kurzer Regenschauer mässigte die Mückenplage. Die Gegend begann immer interessanter zu werden. Der Boden war ein Lavastrom, dessen Vertiefungen mit kleinen Tümpeln und sumpfigem Gras ausgefüllt waren. Fortwährend ging es über hohl dröhnende Wölbungen, überall klafften Höhlen und tiefe Spalten und zahlreiche geplatzte Lavablasen waren zu sehen. Das hübscheste aber war die grosse Zahl von wohl ausgebildeten kleinen Kratern, an denen wir vorbei ritten. Sie lagen meist in Reihen und setzten sich als Inselchen in den See fort. Viele von ihnen waren nur 1 oder 2 *m* hoch, mit einem niedlichen kleinen Tuffkegel und tiefer Krateröffnung. Andere erreichten Höhen von 30 und 40 *m*, und unter diesen befand sich einer, der ein veri-

tabler Vesuv im kleinen war; die halbzerstörte Somma, das Atrio del Cavallo, der Zentralkegel mit Krater, alles war en miniature vorhanden; wie ein Spielzeug vulkanischer Mächte sehen diese Hügel aus; wir beschlossen, von Reykjahlið, dem Hauptquartier für die nächsten Tage, einen Ausflug hierher zu machen, um die kleinen Vulkänchen zu photographieren. Leider kam dieser nicht zustande, weil es zuviel anderes zu sehen gab; aber das Anhalten der Karawanen und Auspacken der Apparate verursachte immer langen Aufenthalt, und so kam es, dass wir in der Hoffnung auf spätere Gelegenheit, vielleicht auch bessere Objekte, den Sperling aus der Hand liessen, bevor wir die Taube auf dem Dach hatten.

Gegen Ende des Rittes kamen wir an einen wild zerklüfteten Lavastrom, der vom Leirhnukur entsprungen war; er wies geradezu ideale Erstarrungsrunzeln, Blasen und Brüche auf und verteilte sich in vielen Aesten in die Mulden am Ufer, war wohl auch in den See hineingeflossen. Wir liessen auch seine nähere Besichtigung auf den nächsten Tag, wo wir auch die kleinen, vorhin erwähnten Krater besuchen wollten. Bei dem Gehöft Grimstaðir, wo Gunnarsson Freunde hatte, rasteten wir wieder ein wenig, und eine halbe Stunde später erreichten wir Reykjahlið, ein hübsches Gehöft mit zahlreichen Nebenhäuschen und einer Windmühle; wir wurden freundlich aufgenommen und richteten uns, da wir zwei bis drei Tage hier bleiben wollten, häuslich ein.

VIII.

Der Mývatn (d. i. Mückensee) ist der zweitgrösste Binnensee Islands; er hat eine ziemlich unregelmässige Gestalt und misst in der grössten Dimension von N. nach S. ungefähr 11 *km*, der Breite nach annähernd fünf. Seine Seehöhe liegt bei etwa 350 *m*. Von drei Seiten ist er vollständig von Lavaströmen eingeschlossen, die teils Ausläufer des Ódaðahraun sind, teils den am See selbst befindlichen Kratern entstammen; vorherrschend ist postglacialer Basalt, nur an der Nordseite treten die Palagonitmassen, aus denen sich auch der Vindbelgjarfjall zusammensetzt, bis an die Ufer heran. Der Mývatn ist erfüllt von einer Unmenge Inseln und Inselchen, die, wenn sie nicht selbständige Krater sind, die Ueberreste der seinerzeit in den See geflossenen Lavaströme darstellen. Vielfach mag wohl auch Hebung des Bodens ohne besondere Ausbrüche zur Inselbildung beigetragen haben. Demzufolge ist der ganze See ungemein seicht; viele hundert Meter vom Lande kann man Stellen treffen, über die man selbst in einem kleinen Boot nicht hinwegkann, und die grösste Tiefe soll, von einigen Kratern und Spalten abgesehen, nicht mehr als 10 bis 12 *m* betragen. Tatsächlich kann man überall bis auf den Grund sehen, wo derselbe nicht von Wasserpflanzen bedeckt ist.

Man darf annehmen, dass der Mývatn zur Zeit seiner Entstehung viel kleiner, dafür aber tiefer war, als gegenwärtig, und dass er erst hinterher durch Lavaströme, die sich in ihn ergossen, ausgefüllt und daher auf eine ungleich grössere Oberfläche verteilt wurde. Ein Beleg für diese Annahme sind die Ausbrüche der Krafla, des Leirhnukr und Hliðarfjall, die in den Jahren 1724 bis

1729 stattfanden und von denen uns Berichte von Augenzeugen erhalten sind. Damals ergoss sich ein Lavastrom aus dem Leirhnukr gegen das Seeufer herab, zerstörte und verbrannte das Gehöft von Reykjahlið und floss in den See, in dem er „einige Tage lang wie Oel im Wasser kochte“. Der grösste Teil des Mývatn wurde durch ihn ausgefüllt, das Wasser trocknete fast völlig aus, alle Fische gingen zugrunde, und es währte fast ein Jahr, bis die durch das begleitende Erdbeben gestörten Zuflüsse das Seebecken wieder gefüllt hatten. Das Kirchlein von Reykjahlið, das auf einer felsigen Anhöhe liegt, wurde von der glühenden Lava umflossen, blieb aber unverletzt, was natürlich als eine besondere göttliche Gnade angesehen wurde. Gnädiger wäre es wohl gewesen, Haus und Gut der armen Bauern zu verschonen, oder die Eruption ganz zu verhindern.

Die Mývatn wird ausser von seinen kalten Zuflüssen noch von einer Menge unterseeischer warmer Quellen gespeist und hat daher eine ziemlich hohe Temperatur; bei kühlem Wetter dampfen grosse Teile der Oberfläche beständig, und das Wasser friert auch in den strengsten Wintern niemals zu. Interessant ist, dass die Salmoniden des Mückensees in ganz Island im Rufe besonderer Grösse und Schmackhaftigkeit stehen; man denkt sich leicht, dass diese Fische sich nur in sehr kaltem Wasser wohl fühlen können und in lauem Wasser überhaupt nicht fortkommen. Es wäre vielleicht der Mühe wert, in einer Zuchtanstalt einen Versuch zu machen, ob man nicht auch bei unseren Lachsen und Forellen mit wärmerem Wasser bessere Resultate erzielt. Im Mývatn sind alle isländischen Salmoniden — und damit alle Süsswasserfische überhaupt — vertreten; wir selbst stellten die Lachsforelle (Salmo trutta L.) fest, ferner den Saibling (S. salvelinus L.) und die Bachforelle (S. fario L.). Für den vierten im Bunde, den Lachs (S. salar L.), war nicht die Fangzeit.

Wir unternahmen noch am Tage unserer Ankunft trotz des regnerischen Wetters einen Jagdausflug im Boot, um möglichst rasch mit der berühmten Vogelfauna des Sees bekannt zu werden. Ich bin selten so gründlich nass geworden wie diesesmal, aber wir liessen uns nicht stören und blieben zwei Stunden auf dem Wasser. Wir erlegten sieben Wildenten der Arten Anas boschas L. (Stockente), A. crecca L. (Krickente) und A. penelope L. (Pfeifente),

ferner vier Exemplare des gehörnten Steissfusses (Podiceps cornutus Loth.). Odinshühner (Phalaropus cinereus Briss.) jedoch, die wir zahlreich anzutreffen erwartet hatten, sahen wir nicht. Nachdem wir die Vögel, zuhause angelangt, bestimmt und so der Wissenschaft ihr Teil gegeben hatten, wanderten sie in die Küche; ihr Schicksal teilten acht Schneehühner, die wir am folgenden Tag schossen. Das schlechte Wetter beunruhigte uns sehr, da es nicht nur bei unseren Ausflügen störend, sondern auch für photographische Aufnahmen ein Hindernis sein konnte. Es hielt noch



Vorteil der Wasserstiefel.

den ganzen nächsten Vormittag an, und erst um 1 Uhr besserte es sich soweit, dass wir beschlossen, nach den Schlammvulkanen am Námufjall zu reiten, einer der geologisch interessantesten und landschaftlich merkwürdigsten Gegenden Islands.

Der Bauer von Reykjahlið begleitete uns; der Weg führte erst eine halbe Stunde lang über wild zerrissene Lavafelder; hier reitet man gewöhnlich, wenn man nach Husavik an der Nordküste will. Schon von weitem konnten wir den Námufjall sehen, einen mehreren Kilometer langen Höhenzug aus palagonitischem Tuff. Grell hebt sich seine schwefelgelbe Farbe, von roten und braunen Flecken durchsetzt, gegen das stumpfe Eisengrau der umgebenden Basaltberge ab. Man hatte den Eindruck, als ob nur er von der

Sonne beschienen, alles übrige von Wolken beschattet sei. Schon am Westfusse sahen wir im Vorbeireiten einige Stellen, wo aus kleinen, schwefel-inkrustierten Kegeln Dampf zischte und schmutziger Schlamm hervorquoll. Es waren dies aber nur schwache Vorboten der Erscheinungen, die wir später sehen sollten. In dem vielleicht 200 *m* hohen Hügelrücken befindet sich eine passartige Einsenkung, über die ein gut erkennbarer Serpentinenweg führt. Hat man die Höhe erreicht, blickt man nach Nordosten über ein weites Lavafeld, das von den zusammenhängenden Gipfeln Krafla, Hrafntinnuhryggur, Sandarbotnfjall und Jörundur begrenzt wird. Nach der Ebene absteigend, biegt man nach Süden und reitet den östlichen Abfall des Námufjall entlang auf die Schwefelquellen zu. Ein unheimlich grossartiges Bild eröffnet sich schon von weitem dem Blick. Die ganze Landschaft ist in schwefelgelben Schein getaucht; dumpfes Geräusch dringt von dorther, wo mächtige Dampfwolken in wechselnder Höhe dem Boden entsteigen. Das Erdreich wird brüchig und heiss, und bald ist man genötigt, abzusitzen und zu Fuss weiter vorzudringen. Mit jedem Tritt bricht man in dem von zahllosen Sprüngen durchsetzten Ton ein, überall sind kleine Hügel aufgeworfen, deren schwefelglänzenden Spalten unter heftigem Zischen übelriechender Dampf entströmt; andere Kegel geben schmutzig-gelben Schlamm von sich, der tiefe Rinnen in den Boden nagt und sich in den Senkungen zu Pfühlen von heissem, dampfenden Morast ansammelt. Oft genug glaubt man, den Fuss getrost fest aufsetzen zu können, sinkt aber bis an die Knöchel oder tiefer in weichen Lehm, der nur von einer dünnen trockenen Decke überzogen ist; aus der geschaffenen Oeffnung fährt ein Strahl von Schlamm und Dampf, und nur vorsichtig wagt man sich Schritt um Schritt weiter vor. Wir gelangten, den Boden sorgsam auf seine Festigkeit prüfend, an die eigentlichen Schlammkrater, die, 15 an der Zahl, ziemlich nahe beisammen liegen. Es ist ein unheimlicher Anblick, in diesen tiefen Kesseln die braungelben, zähflüssigen Massen brodeln und wallen zu sehen. Unter Kochen und Pfauchen spritzt in der Mitte der Krater schmutziger Gischt empor und ab und zu dringt, sich durch dumpfes Kollern ankündigend, eine mächtige Gasblase an die Oberfläche, hebt den Schlamm auf Augenblicke zu einer halbkugeligen Kuppe und platzt mit klatschendem Knall, Fetzen von Schlamm aufreissend; eine

dichte Wolke schweflig riechender Dämpfe wirbelt in die Luft, wird vom Wind erfasst und als gewittergelber Schleier über die Ebene getragen. Die grössten dieser Hexenkessel mochten wohl 7 bis 8 *m* im Durchmesser haben; bei dreien waren die lehmigen Zwischenwände gefallen und so ein grosser kochender Pfuhl entstanden; andere Krater waren wieder klein, etwa 1 *m* breit, und in der ganzen Umgebung fanden sich Kegel und Löcher, welche dieselben Erscheinungen zeigten, wie die Hauptöffnungen, nur in verkleinertem Massstabe. Auch an der Berglehne des Námufjall traten Dampfmassen zutage, und in tiefen Gräben floss übelriechendes Wasser herab, das sich mit dem allgemeinen Sumpf der Niederung vereinigte. Nur schmale Streifen waren es, auf denen man sich bewegen konnte, ohne in heissen Lehm zu versinken oder durch die hohlklingende feste Kruste durchzubrechen, die die einzelnen Krater verband. Wir schlugen mit den Hämmern einige der Maulwurfshügeln ähnlichen Erhöhungen auf und stiessen dabei auf Hohlräume, die mit einem absteigenden, Dampf ausstossenden Kanal in Verbindung standen, und deren Wände von hell leuchtend gelben Schwefelüberzügen bekeidet waren; einige dieser Inkrustationsschichten, von denen wir Proben mitnahmen, erreichten eine Dicke von 5 *cm* und darüber.

Als wir alle Krater besucht, eine Menge Handstücke gesammelt und eine Anzahl photographischer Aufnahmen gemacht hatten, suchten wir unseren Weg nach den Pferden zurück, die die ganze Zeit hindurch geduldig und regungslos auf derselben Stelle gestanden hatten; Gras gabs ja nicht. Ein Regenschauer, der von der Krafla herüberzog, mahnte zum Weiterreiten, und bald klatschten schwere Tropfen nieder, die der heisse, rissige Boden unter eigentümlich knisterndem Geräusch einsog. Jetzt, wo schwere dunkle Wolken über der Erde hingen, machte die Landschaft mit ihrem gelben Dampf und den kahlen Tuffhügeln, von denen der Schwefel jede Spur von Vegetation getilgt hatte, einen unsagbar öden und schwermütigen Eindruck. Soweit der Blick reicht, trifft er nur auf ausgebrannte Wüste, gespenstische Nebelballen und einsam wilde, schwarze Lavamassen; nur das unheimliche Spiel der geheimnisvollen unterirdischen Mächte belebt die traurige Einöde, aber nur, um durch seine fortgesetzte Tätigkeit das Land erst recht zu einem Reich der Leblosigkeit zu gestalten.

Wir ritten wieder über das passartige Tal im Námufjall, durch das wir hergekommen waren; am Westabhang angelangt, wandten wir uns jedoch nach links, dem Riesenkrater des Hverfjall zu, der sich in düsterer, mächtiger Gestalt aus der Ebene erhob. Ein breiter und zerklüfteter Lavastrom musste überquert werden, dann ging es über steinbestreute Halden auf den Berg zu. Die Lava, die, wie es schien, dem Leirhnukr entstammte, hatte den Abhang des Kraterkegels im Halbkreis umflossen, und zwischen den Tuffhängen des Hverfjall und dem Rand des Lavastromes war ein bogenförmiger Streifen von festem vulkanischen Sand, gleich einer ungeheuren Rennbahn, die wir im Hetzgalopp durchmassen. An einer Stelle, wo die Höhe des Kraterrandes gering und das Gefäll des Abhanges nicht übermässig steil war, trieben wir die Pferde noch vielleicht 30 *m* hoch die Lehne hinan; dann sassen wir ab. Die Führer blieben bei den Pferden, der Bauer von Reykjahlið begleitete uns hinauf. Trotz der geringen Höhe war der Anstieg doch recht schwierig, da man in dem losen Basalttuff nicht festen Fuß fassen konnte, und Steine, auf die man stieg, um sie als Stufen zu benützen, gaben unter dem Gewicht nach und fuhren mit uns wieder ein Stückchen bergab; zudem nahm der Böschungswinkel nach oben hin ständig zu, so daß der letzte Teil der Kletterei recht schwierig war. Das Barometer gab für die Höhe des Kraterrandes an der Stelle, wo wir ihn erstiegen hatten, 90 *m* an, was mit unserer Schätzung nach dem Augenmass wohl übereinstimmte; doch hatten wir uns einen günstigen Punkt ausgesucht; die grösste Erhebung des unregelmässig hohen Ringgebirges mag gegen 150 *m* betragen.

Von oben sahen wir in eine gigantische Arena von kahlem grauen Tuff, untermischt mit mächtigen Steinblöcken. Aus ihrem Inneren erhebt sich, etwas exzentrisch gelegen, ein sekundärer innerer Kraterkegel; wir standen, den Vesuv zum Vergleich nehmend, auf der Somma. Mein Bruder liess es sich nicht nehmen, die 60 *m* nach dem Atrio hinabzusteigen, dieses zu durchqueren und den zentralen Tuffkegel zu ersteigen, der seinerseits an 30 *m* Höhe haben mochte; als er oben angelangt war, machte ich eine photographische Aufnahme vom Kraterinnern, und wenn der freundliche Leser eine Lupe zur Hand nehmen will, wird er auf dem beigegebenen Bilde die Gestalt meines Bruders erkennen

können. Eine Krateröffnung zeigte der innere Kegel nicht. Lava scheint sich aus dem Hverfjall nie ergossen zu haben, wenigstens deutet kein gegenwärtig sichtbares Anzeichen darauf hin; die Lavamassen an seinem Fusse bekunden deutlich ihren anderweitigen Ursprung. Auch lässt die weite, niedere Form des ganzen Berges darauf schliessen, dass der Hverfjall nur ganz wenige, vielleicht bloss eine einzige Eruption gehabt hat, welche



Inneres des Hverfjallkraters.

zum Stillstand kam, bevor sich grössere Gesteinsmassen aus dem Krater ergiessen konnten, ähnlich wie dies bei den tertiären und jüngeren Vulkanen der Eifel nachgewiesen ist. Der zentrale Kegel des Hverfjall deutet zwar auf eine zweite Eruptionsperiode hin, doch war dieselbe jedenfalls, aus dem geringen Volumen des Kegels zu schliessen, nicht von grosser Heftigkeit; auch kann dieser leicht als Nachzügler bei der einzigen grossen Explosion entstanden sein. Dass er keine Krateröffnung besitzt, ist leicht

damit zu erklären, dass bei dem lockeren Material die Oeffnung hinterher wieder verschüttet werden konnte, wie dies ja bei fast allen erloschenen Vulkanen der Fall ist.

Nachdem wir wieder bei unseren Pferden angekommen waren, nahmen wir auf Anraten des Bauern von Reykjahlið einen anderen Weg nachhause, als wieder am Námufjall vorbei; wir wollten in gerader Linie den Lavastrom überqueren, der am Hverfjall entlang sich nach dem See zu erstreckte. Im Anfang ging alles ganz gut. Der Boden war zwar schwierig, zahlreiche lose Blöcke, kantige Lavaklippen und Spalten stellten sich uns in den Weg, aber diese kleinen Schwierigkeiten machten den Ritt nur interessant, und die Pferde waren selbst über ziemlich breite Spalten ohne Widerstand hinüberzubringen. Bald aber nahmen diese anregenden Hindernisse derartige Dimensionen an, dass es wenig Sinn hatte, das Genick oder doch ein Pferdebein aufs Spiel zu setzen; wir sassen ab und versuchten zu Fuss weiterzukommen, aber da man von einem Pferde nicht verlangen kann, dass es einen Klimmzug macht, um über eine Lavamauer zu klettern, sahen wir uns zur Umkehr gezwungen. Eine halbe Stunde lang verfolgten wir unseren Weg zurück, bis der beschämte Farmer erklärte, jetzt wisse er, wo wir reiten müssten. Wir hatten kein grosses Vertrauen in seine Führerkunst, aber der Umweg über den Námufjall war so gross, dass wir den Uebergang über den Lavastrom doch noch einmal versuchten. Nach einer Viertelstunde hatten wir uns glücklich wieder so verrannt, dass wir schon an der Möglichkeit verzweifelten, auf diese Art nachhause zu kommen; aber indem wir die Pferde, die schon recht nervös waren, durch gütliches Zureden oder, nach den Umständen, durch kräftige Hiebe weiterbrachten, und sie schliesslich am Zügel hinter uns her zerrten, erreichten wir endlich die sandige Ebene, die sich nun ohne Hindernis bis Reykjahlið erstreckte; sie ging bald in Wiesenland über, dann trafen wir sogar einen kleinen Steig, und so kamen wir trotz unserer Irrfahrten doch noch weit früher heim, als wenn wir den anderen Weg geritten wären. Die armen Ponies, die seit unserem Aufbruche von Reykjahlið kein Hälmchen Gras gehabt hatten, durften jetzt auf die Weide und sollten den ganzen nächsten Tag Ruhe haben; denn für den übernächsten hatten wir einen sehr scharfen Ritt vor, 14 Stunden, wie die Führer uns sagten.

Abends wurden noch einige Schneehühner geschossen. Ich hatte dabei das betrübende Malheur, dass das einzige Huhn, das ich im Verlauf einer Stunde geschossen hatte, in eine Lavaspalte fiel, aus der ich es nicht herausholen konnte; da es schon spät war, machte ich mich traurig auf den Heimweg. Wir hatten gerade an diesem Tage einen kleinen Streit über unsere respektive Treffsicherheit gehabt, und nun musste ich, trotzdem ich zum Schuss gekommen war, leer zurückkehren; die Geschichte von der Lavaspalte hätte mir doch niemand geglaubt. Aber ich sollte dennoch Glück haben; in der Dämmerung stand noch ein Volk Hühner vor mir auf, und nachdem ich beide Läufe abgebrannt hatte, konnte ich vier unschuldigen Vögeln die Hälse umdrehen, soweit sie nicht schon tot waren. Nun war ich fein heraus und konnte mir den Luxus gönnen, auch von dem verlorenen fünften Schneehuhn zu erzählen.

Auch am folgenden Morgen war das Wetter schlecht und eine photographische Exkursion nach den Miniaturkratern von Grimstaðir hätte wenig Zweck gehabt; ausserdem sollten die Pferde in Ruhe gelassen werden und zu Fuss war der Weg sehr lang. So gaben wir diesen Gedanken auf und beschlossen, den Tag einem Jagdausflug im Boote zu widmen. Wir nahmen unsere Cameras nebst etwas Mundvorrat mit, Finsen schloss sich uns an und wir ruderten zunächt auf eine Gruppe von Kraterinseln los, die einige Kilometer weit im See lagen. Ein Entenschwarm, der auf dem Wasser umherschwamm, brachte uns ziemlich aus dem Kurs, da wir die Vögel lange verfolgen mussten, bis wir zwei von ihnen erlegen konnten; es war wieder nur Anas boschas; wir liessen die Enten daher ihres Weges ziehen und ruderten auf eine kleine Insel zu, in deren Nähe wir einige andere Wasservögel sahen. Das Fortkommen wurde recht schwierig, da das Wasser voll von hornkrautartigen Pflanzen*) war, die sich an die Ruder hingen und oft das Boot zum Stillstande brachten, so dass wir grosse Umwege machen mussten. Meist war auch die Tiefe so gering, dass der Kiel beständig am Grund kratzte und wir mehrmals festfuhren. Schliesslich stieg Merton, der hohe Wasserstiefel an hatte, aus, und wies dem Boote den Weg, indem er voran-

*) Vermutlich war es Ceratophyllum demersum L.

watete. So kamen wir endlich an unsere Insel heran. Dr. Reichard schoss hier eine Seeschwalbe, die wir nicht bestimmen konnten und die daher abgebalgt und mitgenommen wurde; es war aber wie sich später herausstellte, die gemeine Sterna arctica Temm*), nur noch jung und ohne charakteristisches Gefieder. Die Sonne war inzwischen zum Vorschein gekommen und wir benützten die Gelegenheit, den Hverfjall zu photographieren, der von hier am schönsten aussieht. Auf der Insel selbst wurde noch eine Stockente geschossen, dann stiegen wir wieder ins Boot und suchten in dem unglaublich seichten Wasser mühsam unseren Weg nach den Kraterinseln. Dort angelangt, ergaben wir uns verschiedenen Beschäftigungen. Merton zog mit seiner Riesencamera von Hügel zu Hügel, mein Bruder stellte einigen armen Steissfüssen nach, Dr. Reichard, Finsen und ich badeten und schwammen im See umher. Dann assen wir von unserem Proviant und jagten noch ein bischen; aber es waren nur Exemplare von Anas boschas und Podiceps cornutus, die erlegt wurden; die selteneren Vögel blieben uns versagt.

Inzwischen waren hinter dem Vindbelgarfjall dicke Wolken hervorgekommen und ein rasch anwachsender Wind, der eine Wand von Regen vor sich hertrieb, veranlasste uns zu fluchtartigem Einbooten. Wir hatten uns von der Höhe der Insel die Untiefen im See angesehen und konnten sie daher jetzt vermeiden. Aus Leibeskräften fuhren wir vor dem Regenstreifen her, und als er uns erreicht hatte, hielten wir an und liessen ihn vorbei; so wurden wir nur ganz wenig nass; bald war auch der Himmel wieder klar und wir ruderten gemächlich heim. Es war gegen 7 Uhr; die alte Pendeluhr in Reykjahlið wies aber erst auf 5 Uhr. Wir hatten derartige Differenzen schon öfters beobachtet, und die Führer sagten uns, dass die Bauern ihre Uhren nicht zum Bestimmen der Tageszeit brauchen — diese erkennen sie am Stand der Sonne — sondern nur zum Messen von Zeitabschnitten, oder überhaupt zu gar nichts. Die Leute stehen auf, wenn es hell wird, gehen zu Bett, wenn die Nacht kommt oder wenn sie müde sind, und essen, wann es ihnen gefällt. Die isländischen Bauern nehmen auch in der Tat keine regelmässigen gemeinsamen Mahlzeiten ein;

---

*) St. macrura Naum.



Lager an der Kisa. Merton phot.

Kaffee ist immer da und wird vielemale des Tages getrunken; auch Milch, getrocknetes Fleisch, Käse und Brot sind Dinge, die man nicht jedesmal zubereiten muss, und so isst jeder für sich, ohne sich um die anderen zu kümmern. Die Uhrendifferenz brachte uns aber auf den Gedanken, dass auch unsere Zeit einer Korrektur bedurfte, da wir doch seit Reykjavik schon um fast fünf Grade nach Osten gekommen waren, was etwa 20 Minuten Unterschied machte; demzufolge rückten wir unsere Taschenuhren entsprechend vor und es zeigte sich in Akureyri, dass wir uns kaum um eine Minute geirrt hatten.

Abends schoss mein Bruder noch zwei Schneehühner und wir hielten eine reichliche Mahlzeit, nach welcher wir mit Finsen und Gunnarsson noch einen Cognacgrog tranken. Morgen sollten wir nach den Kratern der Krafla, dem Obsidianberg Hrafntinnuhryggur und dann noch weit nach Norden bis über den Dettifoss. Da musste man doch auf gute Reise anstossen!

IX.

Bei leidlich gutem Wetter brachen wir am 28. August, um 1/2 9 Uhr morgens, von Reykjahlið auf. Mit dem Verlassen des Mývatn kam ein weiterer Hauptteil unserer Reise zum Abschluss, und unser nächstes grösseres Ziel war Akureyri. Die Pferde hatten gut gerastet, reichlich Gras bekommen und gingen frisch ins Zeug; unser ganzer Zug war in fröhlichster Stimmung; vergrössert wurde er durch das Hinzukommen des Bauern von Grimstaðir, eines freundlichen älteren Mannes, der mit Gunnarsson verwandt war und im Winter in Reykjavik mehrere Monate lang dessen Gastfreundschaft genossen hatte. Er begleitete uns zu seinem Vergnügen, wohl um mit unserem Führer einige Tage beisammen zu sein; da uns unser Weg, bevor wir nach Akureyri kamen, wieder sehr nahe am Mývatn vorbeiführen sollte, hatte er nur einen Tagesritt allein zu machen. Sigurd Jón Guðmundsson — so hiess unser neuer Gefährte — hatte zwei Pferde mit sich und war ausserdem mit Mundvorrat versehen, so dass wir nur die angenehmen Seiten seiner Gesellschaft kennen lernten; andernfalls wäre bei unserem knappen Konservenproviant ein neuer Kostgänger empfindlich ins Gewicht gefallen.

Erst ritten wir den schon bekannten Weg nach dem Námufjall, überstiegen diesen an derselben Stelle wie das erstemal, wandten uns aber dann, die Schlammkrater rechts lassend, nach Norden, gegen die Krafla und ihre Nachbarn zu. Ueber eine steinige, von Lavaströmen durchsetzte Ebene kamen wir den Bergen rasch näher und ritten dann an ihnen entlang; wir wollten die Einsenkung zwischen Krafla und Hagöng übersetzen, weil

dort sich „Viti“ befindet, zu deutsch „Hölle“, der ehemalige Doppelkrater der Krafla Die Vorberge schlossen sich zu einem malerisch einsamen Tal zusammen, in dem ein kräftiger Bach dahinfloss; diesen aufwärts verfolgend, gelangten wir in einen zirkusartigen Kessel, der die Form, wenngleich vielleicht nicht die Entstehung, mit einem schönen Gletscherkar gemein hatte. Der Talgrund schien zwar Moräne zu sein, doch bestanden die Hänge ans Palagonittuff und an der östlichen Seite zeigten sich in bedeutender Höhe gelbe Dampfwolken, deren Höhe auf eine grössere Schwefelquelle schliessen liess. Wir sassen ab und kletterten in der Rinne, die der Quellabfluss geschaffen hatte, hinauf; mein Bruder und Dr. Reichard drangen auch bis zur Austrittstelle vor und berichteten, dass dort ein Schlammkrater, ganz nach der Art derjenigen von Námufjall sei. An der Stelle, wo die Pferde hielten, fanden wir auch einige Stücke Obsidian, die jedenfalls vom Hrafntinnuhryggur stammten; wie sie aber hierher gekommen waren, blieb uns unklar.

Den Nordrand des Kessels mühsam erkletternd, kamen wir auf einen fast gratartig schmalen Rücken, der nach der anderen Seite steil nach dem vorderen Krater der Krafla abfiel. Gunnarsson blieb mit den Packpferden auf der Höhe und wir verabredeten einen Punkt, wo wir uns Mittags treffen wollten. Finsen und der Mann von Grimstaðir stiegen mit uns in den Krater hinab. Dieser ist nicht sehr tief und ganz von Schutt ausgefüllt; nur in der Mitte ist Raum für einen seichten kleinen See. Die etwa 60 *m* dicke Zwischenwand, die den unteren Krater vom oberen trennte, ist eingestürzt und man kann durch die Bresche bequem hindurch; unsere Pferde freilich mussten zurückbleiben; Sigurd Jón nahm sich ihrer an und führte sie auf einem Umweg an den Rand des oberen Kraters „Viti“, den wir durch die erwähnte Bresche erreichten. Hier bot sich uns ein wunderbarer Anblick. Die Abhänge des Kraters sind überall, ausser dort, wo wir standen, sehr steil und hoch, und unsere Eintrittsstelle befand sich in der halben Höhe zwischen dem Kraterrand und seinem Boden, so dass wir sowohl nach oben, wie nach unten die kahlen Tuffwände vor uns hatten. Was aber das Bild so schön machte, war der stille, spiegelglatte, smaragdgrüne See, der die Tiefe des „Viti“-Kraters ausfüllt. Ein Bild, das mit aller starren Grossartigkeit eine fast

liebliche Ruhe vereint, seltsam anmutend durch den Gedanken, dass hier, wo nun alles Frieden und Stille ist, vor nicht allzu langer Zeit fürchterliche vulkanische Ausbrüche getobt hatten, deren Schrecknissen der Ort seinen jetzt so wenig passenden Namen „Hölle" verdankt.

Mit dem Besuch dieses Kraters verbanden wir ausser dem landschaftlichen Genuss noch einen anderen Zweck; hier ist ein Fundort für eine Gesteinsart, die mitunter nach der Krafla als



Die Krafla und ihre Nachbarn.

Kraflit bezeichnet wird, und die ausser an der Baula, im Westen Islands, sonst nirgends vorkommen soll; der Kraflit ist ein Gemisch aus Quarz, Labrador und feinen Hornblendenädelchen; obzwar wir nicht in der Lage waren, diese interessante Gestein selbst zu untersuchen, wollten wir doch möglichst viel davon sammeln und nach Hause mitbringen. In grossen Blöcken, die jedenfalls vom Krater ausgeworfen worden sind, liegt der Kraflit an den inneren Abhängen, mehr noch am oberen Rand des »Viti«, und wir

schlugen eine Anzahl Stücke des bröcklichen, grauweissen Gesteins zurecht, die uns, bis wir die Packpferde erreichten, tüchtig zu schaffen machten. Am Kraterrand trafen wir Sigurd Jón mit den Reitponies und ritten nun im Bogen um den Gipfel der Krafla herum, um durch die Scharte zwischen ihr und dem Hagöng das Tal zu erreichen, das westlich vom Hrafntinnuhryggur, östlich vom Jörundur begrenzt wird; dort war der verabredete Treffpunkt mit Gunnarsson. Als wir von der Höhe herabblickten, sahen wir in der Ferne die Packpferde als eine Reihe kleiner Pünktchen sich bewegen, und vor uns, einige hundert Meter entfernt, erblickten wir in eiliger Flucht ein Renntier, das einzige, das wir in Island zu sehen bekamen. Es gibt gegenwärtig nicht mehr viele dieser Tiere auf der Insel; sie stammen von einer grossen Herde ab, die im 18. Jahrhundert aus Finmarken importiert wurde, in der Absicht, damit den Isländern ein nützliches Haustier zu geben; da jedoch die Pflege der Renntiere nomadische Lebensweise erfordert, war die Sache von Anfang an ziemlich aussichtslos und eine eigentliche Zucht fand nie statt. Als dann um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Hoffnung auf Einbürgerung der Renntiere schwand, gab man die Jagd frei und nun ist die Zahl der Tiere, wie angegeben wird, auf etwa 200 zusammengeschmolzen, die in kleinen Herden hauptsächlich die nordöstliche Ecke der Insel bewohnen.

Der Hrafntinnuhryggur (Rabenstein-[Obsidian-]Rücken) interessierte uns gleich den Viti hauptsächlich in mineralogischer Hinsicht. Sein ganzer Kamm besteht vollständig aus Obsidian, der als Kruste das liparitische Gestein des Berges bedeckt, nach innen zu wohl allmählich in dieses übergehend. Die glasige Struktur des Obsidians führt man auf sehr rasches Erstarren der ausströmenden Lava zurück, so rasch, dass für die Bildung von Einsprenglingen nicht genügend Zeit vorhanden war. Angesichts so riesiger zusammenhängender Obsidianmassen steigen einem jedoch Zweifel an der Haltbarkeit dieser Ansicht auf; doch wäre, um ein gegründetes Urteil abgeben zu können, eine genaue Kenntnis des ganzen Vorkommens nötig. Wir begnügten uns damit, vor den Blöcken, die die steilen Hänge herabgestürzt waren, soviel abzuschlagen, als wir bei unserer Kraflit-Bepackung noch mitschleppen konnten, und Gunnarsson geriet in gelinde Ver-

zweiflung, als wir ihm eine halbe Pferdelast von Steintrümmern zur Verteilung auf die einzelnen Kisten übergaben. Wir trösteten ihn damit, dass wir alles bisher gesammelte Material von Akureyri zu Schiff weiterschicken würden, aber trotzdem wog er mit missbilligendem Kopfschütteln jedes einzelne Stück in der Hand, bevor er es verpackte.

Wir hielten Mittagsrast und liessen die Pferde auf der sumpfigen Wiese grasen. Sie einzufangen, war nachher nicht leicht, da ein lediges Pferd auf weichem Boden auf Stellen gehen kann, wohin ihm ein Reiter kaum mehr zu folgen vermag; auch ist ein Pferd nassen Füssen gegenüber weit gleichgiltiger als unsereiner. Nachdem die Karawane wieder formiert war, ritten wir gegen den Sattel zwischen Jörundur und Hrafntinnuhryggur hinan, der das Tal nach Norden abschliesst, und den wir übersteigen mussten, um nach der anderen Seite in die Ebene der Jökullsá zu gelangen. Auf der Höhe ging es erst einige Zeit lang über Lava und vulkanischen Sand unter dem Steilabfall des prächtigen Jörundur, der seinerzeit wohl ein schön entwickelter Kegelvulkan war, vor dem aber jetzt nur mehr eine hohe, scharfrückige halbmondförmige Ruine vorhanden ist. Dann erlangten wir freien Ausblick über die weite Ebene zu unseren Füssen und am Horizont verriet eine Dampfwolke, die sich von den dunklen Wolken abhob, den Dettifoss. Bergab führte der Weg durch einen zerrissenen und wild durcheinander getürmten Lavastrom, der sich unten in vielen Zungen im Sandboden verlief. Eines der Packpferde stürzte hier und beschädigte dabei seinen Tragsattel; doch Gunnarssons kundige Hand machte den Schaden in zehn Minuten wieder gut

Die folgenden zwei Stunden brachten vielleicht den beschwerlichsten Ritt, den wir auf der ganzen Tour zu machen hatten. Das Gelände bestand aus einem mit zahllosen, dicht aufeinander folgenden Höckern besetzten Wiesenboden, dessen Erhöhungen mit schlüpfrigem Zwergbirkengestrüpp, dessen Vertiefungen mit Morast bedeckt waren. Auf den glatten, am Boden hinkriechenden Zweigen konnten die Pferde nicht festen Fuss fassen und glitten bei jedem Schritt in die schmalen Gräben zwischen den Hügelchen, wo sie dann bis über die Läufe in den Sumpf einbrachen. Hatten sie sich mit den Vorderbeinen heraus-

gearbeitet, so sassen sie hinten umso fester und wir mussten oft, freiwillig und unfreiwillig, uns von den Tieren trennen und sie mit aller Mühe wieder hochkriegen. Am liebsten hätten wir sie am Zügel geführt, um ihnen das anstrengende, fortwährende Straucheln und Springen zu ersparen; unsere isländischen Begleiter jedoch blieben im Sattel und erreichten mit der Peitsche, was uns nicht gelingen wollte, nämlich, dass die Pferde von Hügel zu Hügel sprangen und dabei doch so in Schwung gehalten wurden, dass sie nicht in die Sumpfgräben hineinstolperten. Wir lernten hier erst richtig begreifen, was man von einem isländischen Pferd fordern darf; denn wenn unsere Führer bei ihrer sonstigen Humanität den Pferden gegenüber diese zu solchen Leistungen zwangen, so war uns das ein Beweis, dass dergleichen ohne Ueberinanspruchnahme der Tiere geschehen konnte. Wir waren in der Scheu, unsere Ponies zu misshandeln, schon weit hinter dem Tross zurückgeblieben, aber wir sahen schliesslich ein, dass es kein anderes Mittel als Hiebe gab, wenn wir das elende Terrain überhaupt hinter uns bringen wollten. So traten denn Peitsche und Stiefelabsatz in unbeschränktes Recht, und unter Straucheln und Stürzen, Stolpern und Springen kämpften wir unseren Weg den Packpferden nach, die unter Gunnarssons und Finsens sausenden Hieben und heftigem Geschrei in breiter Front vor uns herliefen. Die Pferde hatten bald begriffen, dass es heute kein Erbarmen gab und taten ihr Bestes, bald die steinigen Hügel zu erreichen, die vor uns aus der Ebene aufstiegen. An ihrem Fusse machten wir eine halbstündige Rast, die Menschen und Tieren gleich erwünscht war. Von hier ab trat an Stelle des zerklüfteten Gras-Terrains eine ungeheuere Moräne, die sich kilometerweit nach Norden und Westen erstreckte. Das Reiten war hier, im Vergleich zu früher, leicht und wir kamen flott von der Stelle. Bodenwellen, mit riesigem Gletschergeschiebe gedeckt, wechselten mit sanderfüllten Niederungen und vor uns lag die Gegend so öde, wie die einsamsten Teile des Sprengisandur.

Um 5 Uhr nachmittags kamen wir an den Fuss der Kraterreihe, die sich dem Laufe des Jökulsá entgegengestellt und so den Dettifoss hervorgerufen hatte. Den Fluss selbst konnten wir noch nicht sehen, er fliesst in einem engen, tiefen Tal unter dem allgemeinen Niveau. Die Packpferde blieben hier zurück, wir

vier und Sigurd Jón begannen die mühsame Kletterei über die kahlen Basaltfelsen der Stelle zu, wo der Wasserstaub und das immer lauter werdende Getöse den Fall erraten liessen. Nackte Felsen, ohne jede Spur von Pflanzenwuchs, waren rings umher. Die Verwitterung, die an dem offen liegenden Gestein mit allen Hebeln ansetzen konnte, hatte riesige Tafeln und Blöcke von dem zusammenhängenden Massiv abgesprengt, an anderen Stellen einen



Námar bei Reykjahlið.

feinen Grus gebildet, der vom Regenwasser wie ein Teppich über die Niederungen verbreitet war.

Der Dettifoss selbst erinnert vielfach an den Gullfoss, ohne ihn aber an Grossartigkeit erreichen zu können; ihm fehlt, was jenen so schön machte: die Breite des Flussbettes, die die Wassermassen voll zur Geltung bringt. Das Tal, das die Jökulsá sich durch den Basaltrücken gebahnt hat, ist sehr eng, weshalb der Fluss, trotzdem er sehr wasserreich ist, nicht so aussieht. Was

den Dettifoss schön macht, ist der Verlauf des Wassers unterhalb vom Fall. Wie die Hvitá im unteren Teil des Gullfoss, so stürzt hier die Jökulsá in eine tiefe Spalte hinein, die aber nicht mit einemmal aufgeklafft, sondern, da sie jedenfalls sehr alt ist, vom Flusse schon stark weiter vertieft worden ist. An den Wänden ist wieder genau zwischen den Stellen zu unterscheiden, die durch Bruch getrennt sind, und denen, die der Strom ausgenagt hat; und da die letzteren überwiegen, kann man das Tal der Jökulsá füglich einen Cañon nennen.

Der Wasserstaub, der uns im Verein mit der zunehmenden Dunkelheit das Photographieren sehr erschwerte, hatte an den Ufern des Wasserfalles einen üppigen Graswuchs hervorgerufen und unsere Pferde konnten sich nur schwer davon trennen. Als wir aber mit unseren Aufnahmen fertig waren, galt kein Säumen; so rasch als möglich eilten wir zu den Packpferden zurück und setzten sofort einen scharfen Trab ein. Wir hatten noch an drei Stunden zu reiten, um nach dem nächsten Gehöft zu kommen und der Nebel, der gegen 6 Uhr eingefallen war, wurde immer dichter. Wir wandten uns wieder etwas vom Fluss nach Westen, um einen Bergrücken zu umgehen, und beschrieben dann einen weiten Bogen nach Norden. Nachdem wir noch lange Zeit über pfadlosen Moränenboden geritten waren, trafen wir um $^1/_2$9 Uhr auf den Weg, der von Myvatn nach dem Axarfjörðr führt und den wir dem Dettifoss zuliebe schon bei der Krafla verlassen hatten. Nun waren wir geborgen; denn trotzdem es so dunkel war, dass der Reiter die Erde vor sich, zumal in Nebel, nicht sehen konnte, die Pferde hielten dennoch den ausgetretenen Pfad ein und wir konnten fast durchwegs Galopp reiten. Sigurd Jón war voraus, und um ihn nicht aus den Augen zu verlieren, musste man stets knapp hinter ihm bleiben. Auf dem weichen Boden war der Hufschlag der Pferde nicht zu hören und die im Nebel bald auftauchende, bald verschwindende Gestalt des Führers, die man nur in ihren Umrissen schattenhaft erkennen konnte, hatte etwas geradezu Gespenstisches in ihrem lautlosen Dahineilen. Den Blick scharf in die Finsternis bohrend, sprengt man dem Vordermann nach, blindlings den Weg verfolgend, den er angibt. Merkwürdigerweise stürzte auf der ganzen Strecke keines der Pferde; der Pfad muss also doch wohl ganz gut gewesen sein.

Knapp vor 10 Uhr erreichten wir den Hof Svinadalr. den wir erst wahrnahmen, als Sigurd Jón schon durch die Umwallung aus Torf galoppierte. Die Bewohner waren eben noch auf. Rasch wurde abgesattelt und mit Behagen liessen wir uns auf die Holzkisten niederfallen, die in dem kleinen Gastzimmer als Sitze dienten. Trotz der späten Stunde bekamen wir noch Kaffee, Butter und Brot, und für die Nacht hatte einer von uns, den in solchen Fällen das Los bestimmte, sogar ein Bett. Die übrigen freilich mussten im Schlafsack auf dem harten Fussboden liegen.

29. August. Wir haben kein grosses Tagesprogramm; demzufolge stehen wir erst um 10 Uhr auf, nachdem man uns um 9 Uhr Kaffee und Kuchen an die „Betten“ gebracht hatte. Um 11 Uhr hielten wir dann eine kräftige Mahlzeit, und um 12 Uhr 15 Minuten erfolgte der Abmarsch Vorher lieferte noch eines der Packpferde etwas Aufregung, indem es sich fast eine halbe Stunde lang dem Eingefangenwerden entzog; endlich gelang es durch ein gross angelegtes strategisches Kunststück, an dem sich die ganze Einwohnerschaft von Svinadalr mitbeteiligte, seiner habhaft zu werden.

Bald trafen wir wieder auf die Jökulsá, in deren Tal der Weg weiterführte. Wir passierten eine Stelle, wo der Fluss wieder eine Barre von Basaltfelsen durchbrochen hat; die wilden Klippen stehen zum Teil mitten im Wasser, das sie schäumend umbrandet, und fielen uns sofort durch die wunderschöne Säulenstruktur des Basalts auf, die hier eine fächerartige, nach allen Seiten ausstrahlende Gliederung zeigt. Auch des Echos wegen sind diese Felsen berühmt und heissen daher „Hljódarklettar“ (Lautfelsen). Meine photographische Aufnahme ist bedauerlicherweise schlecht ausgefallen. Ich hatte nur eine einzige gemacht, weil meine Films so knapp geworden waren, dass ich bis Akureyri mit drei Stück mein Auslangen finden musste; und da unterwegs noch einige berühmte Punkte waren, sparte ich, so gut es ging.

Bald nachher erreichten wir die Küstenebene des Axarfjörðr und erblickten nach langer Zeit mit Xenophongefühlen wieder das Meer, das wir — den Blick von der Hekla abgerechnet — vor genau drei Wochen verlassen hatten. Die Durchquerung Islands über den Sprengisandur war ohne Schaden an Ross und Reiter geglückt und es war ein hübscher Moment, der durch die Verteilung einer Extrazigarre gefeiert wurde.

Die Mittagsrast hielten wir im Asbyrgi, einer der besonderen Sehenswürdigkeiten Islands. Ásbyrgi is ein Tal in einem breiten Massiv basaltischer Lava und jedenfalls als sogenannter Einsturzgraben aufzufassen. Man reitet von Norden hinein, wo die Mündung weit und trichterförmig ist. Bald rücken die Talwände zusammen und man befindet sich auf einem wenige hundert Meter breiten Wiesenstreifen, der von senkrechten, scharf abgesetzten Felsmauern eingeschlossen ist, die unmittelbar aus dem Talgrund aufsteigen. Vorne scheint eine ähnliche Wand einen rechtwinkeligen Abschluss zu bilden; erreicht man aber die Stelle, so sieht man, dass der Graben scharf nach Westen umbiegt, so dass man, im Scheitel des Winkels stehend, nach beiden Seiten wie durch zwei breite Strassen nach Norden und Westen blickt. In dieser Ecke ist ein ganz einzigartiger Echoplatz. Die drei Wände, die unter rechten Winkeln zueinander stehen, ergaben so überraschende Schallkombinationen, dass wir uns gar nicht lange genug damit unterhalten konnten. Stellte man sich etwa 30 *m* von einer Wand auf und feuerte jemand, der ebensoweit von der Parallelwand stand, einen Schuss ab, so hörte man zuerst den Schuss direkt; ein Bruchteil einer Sekunde darauf ertönte der Schuss von der nächstgelegenen Wand zurück, sofort gefolgt von dem Knall, der inzwischen von der gegenüberliegenden Wand rückgeworfen war; dann folgte nach einer kurzen Pause eine vierte Detonation, die schon etwas gedämpft von der senkrecht auf die beiden Parallelwände stehenden Mauer kam; der Rest war ein immer undeutlicher werdendes Knattern, das zuletzt in einem dumpfen Rollen erstarb Wenn nun der an der einen Wand stehende im Moment, wo er den Schuss direkt vernahm, seinerseits feuerte, so entstand ein scheinbar regelloses Geknalle, dessen einzelne Schläge man jedoch genau ihrem Weg nach bestimmen konnte; erst mein Schuss und sein erster Wiederhall, dann der Schuss des anderen und sein erster Wiederhall, darauf das zweite Echo meines Schusses und sofort darauf das zweite des anderen, endlich der Rückhall beider Schüsse von der dritten entfernten Wand und darauffolgend ein lang anhaltendes Dröhnen im ganzen Tal. Wir verpufften einige Dutzend Patronen bei diesem anregenden Spiel und die Gespräche, die wir mit Hilfe des dreifachen Echos führten, waren nicht minder unterhaltend. Auch einen besonders glück-

lichen Fall des Wiederfindens eines verlorenen Gegenstandes erlebten wir hier. Einem der Reitpferde, die sich während der Mittagsrast über den ganzen Talgrund zerstreut hatten, fehlte beim Aufbruch der Zügel; es hatte ihn jedenfalls in dem Birkengebüsch, mit dem der westliche Teil des Ásbyrgi bestanden ist, abgestreift. Trotzdem wir von der diesbezüglichen Geschicklichkeit unserer Führer schon manche Probe erhalten hatten, hegten wir in diesem



Dettifoss.

Falle doch nicht die geringste Hoffnung; den Zügel zwischen den niederen Sträuchern herauszufinden, schien aussichtslos. Finsen aber hatte ihn nach einer Viertelstunde doch gefunden; er war nach allen Punkten geritten, wo er sich erinnerte, das betreffende Pferd während unserer anderthalbstündigen Rast gesehen zu haben; und dass dieses Verfahren das richtige war, bewies der Erfolg.

Am Westausgang des Tales öffnet sich die breite Mündungsbucht der Jökulfá, die jetzt, zur Ebbezeit, eine glatte Sandebene bildete.

Auf diese Art konnten wir den ganzen Weg an der Küste entlang abschneiden, nur mussten wir uns beeilen, um nicht von der Flut überrascht zu werden; diese kommt auf flachem Strand bekanntlich ungeheuer rasch und keiner von uns war über den Zeitpunkt orientiert.

So durchmassen wir die Strecke im schärfsten Galopp und kamen erst beim Gehöft Hóll wieder an die Hügel der Küste. Das Land war hier mit üppigem Graswuchs bedeckt, auf dem viele Pferde und Rinder weideten. Ueberhaupt machte die Gegend einen wohlhabenden Eindruck und wir kamen an mehreren schönen Gehöften vorbei. Auch unsere Nachtstation, Vikingavatn, war eine stattliche Ansiedlung Von einer gemeinsamen Torfmauer umschlossen, waren zwei Höfe, die zwei verwandten Familien gehörten, nahe beisammen. Unsere Aufnahme war überaus freundlich; die Leute waren von der grössten Liebenswürdigkeit und versorgten uns in geradezu glänzender Weise mit Speise, Trank und vier sauberen, weissen Betten. Der Hof war vom Meer durch die Lagune des Vikingavatn getrennt und auf der vorliegenden Nehrung war, wie es schien, reiches Grasland. Das Gras wurde eben geschnitten und auf originelle Weise herübergebracht. Ein Rost aus Baumstämmen, der an einem langen Drahtseil hing, wird hinübergezogen, dort mit Gras vollgeladen und darauf mittelst des Seiles zurückgeholt; das leere Floss macht den Weg wieder hin und wiederholt ihn so lang, als es draussen Gras gibt. Vor dem Hause lag auch ein mächtiger Haufen von Baumstämmen, durchwegs Treibholz, das der Golfstrom bringt und merkwürdigerweise auf Umwegen an der Nordküste absetzt, nicht, wie man wohl denken sollte, im Süden. Das Holz stammt entweder von den Waldungen am Mississippi oder denen am — Orinoko; so kommt es, dass die Leute hier, in diesem Lande ohne Baumwuchs, recht viel Holz haben und damit gar nicht zu sparen brauchen. Wir sahen später sogar Möbel aus Mahagoniholz, das seinen Weg ohne menschliche Hilfe von Südamerika nach Island gefunden hatte. Mir war seinerzeit in der Schule gesagt worden, dass das Treibholz Monopol der Regierung sei; aber niemand in Vikingavatn wusste etwas davon, oder auch nur, dass es jemals so gewesen wäre; das Treibholz gehört vielmehr dem Besitzer des Grundes, an dessen Küste es angeschwemmt wird.

Vikingavatn war der nördlichste Punkt unserer Reise; von hier ab brachte uns jeder Schritt wieder näher nach Reykjavik. Wir liessen es uns nicht entgehen, diese Tatsache durch einen abendlichen Toddy zu feiern; allgemeine Enttäuschung erregte es jedoch, als der Tabakverwalter ankündigte, dass am nächsten Tage die Zigarren zu Ende sein würden, ebenso wie die Zigaretten schon lange und der Pfeifentabak in allernächster Zeit. Und es waren noch drei Tage bis Akureyri!

Die Tagesarbeit für den 30. August war ebenfalls ziemlich leicht und wir verbrachten noch den ganzen Vormittag in unserem angenehmen Quartier. Merton machte von den hübschen Gehöften und ihren Bewohnern eine Reihe photographischer Aufnahmen; auch zeigte man uns die Einrichtung des ganzen Hauses, die mit dem Typus, den wir in Myri kennen gelernt hatten, bis auf das übereinstimmte, dass Vikingavatn von weit grösserem Wohlstand seiner Besitzer zeugte, als das einfache Gehöft am Rand der Wüste. Es befand sich auch ein Harmonium im Hause und mein Bruder, der sich auf derlei Dinge versteht, musste den Leuten, die das Instrument nur wenig beherrschten, eine lange Zeit hindurch vorspielen. Der Abschied gestaltete sich bei der grossen Anzahl von Hausbewohnern sehr langwierig, und als wir durch die Umzäunung trabten, war es 1 Uhr vorüber. Vor uns lag ein monotoner Ritt über die Hochfläche Reykjaheiði, der aber dadurch abgekürzt wurde, dass ein erkennbarer guter Weg vorhanden war, und wir daher in rascher Gangart weiterkommen konnten. Immerhin brauchten wir viereinhalb Stunden, um nach dem nächsten Tränkplatz zu gelangen und hielten dort Mittagsrast. Eine gewissenhafte Verteilung der letzten Reste von Tabak wurde vorgenommen, und wer sparsam gelebt hatte und wessen Beutel noch einen kleinen Vorrat des duftigen Krautes enthielt, wurde ein vielbeneideter Kapitalist. Es war schwer möglich, von den Bauern Tabak zu erhalten, da diese meist denselben nur kauen oder schnupfen, und das glimmende Pfeifchen ist ein so angenehmer Reisegenosse, dass man ihn nur mit grossem Bedauern vermisst.

Nach einem weiteren einstündigen Ritte erreichten wir die Farm Storu Reykir, zu deutsch „grosser Rauch“, so genannt, weil sich dort einige heisse Quellen befinden; die grösste von ihnen,

der Uxahver (Ochsenquelle) verdient fast, ein Geysir genannt zu werden; in Zwischenräumen von wenigen Minuten schleudert er eine Wassergarbe von wohl 4 *m* in die Höhe, hat ein richtiges Becken mit zentralem Schlund und einen flachen Sinterkegel, an dessen Rand eine Menge Namen meist englischer Touristen eingekratzt war; die Nähe von Akureyri, das der Ausgangspunkt zahlreicher kleiner Ausflüge zu sein pflegt, machte sich bemerkbar. Seinen Namen hat der Uxahver daher, dass einmal ein Ochse in ihn hineingefallen sein soll, der dann vollständig zerkocht in einzelnen Stücken wieder zum Vorschein kam.

Hier machte Sigurd Jón uns den Vorschlag, mit ihm einen etwas längeren, aber hübscheren Weg nach der Abendstation zu reiten, während die Karawane mit Finsen und Gunnarsson die direkte Linie einschlagen sollte. Wir trennten uns und arbeiteten uns erst eine halbe Stunde lang durch tief sumpfige Wiesen; dann aber führte uns ein guter Weg am Ufer des malerischen Langavatn entlang, bis wir nach Westen gegen einen steilen Höhenzug abbogen. Von oben sahen wir tief hinab in die Ebene der Laxá, die von den letzten Strahlen der Abendsonne rotgolden beleuchtet war; die Sonne selbst konnten wir nicht sehen, sie war gerade durch einen schmalen dunklen Wolkenstreifen für uns verdeckt, so dass wir im Schatten standen, über uns aber wolkenlos blauen Himmel und Sonnenschein hatten. Tief unten lag auch Grenjadarstaðir, dessen hell gestrichene Holzhäuschen mit dem schmucken Kirchlein daneben ein ungemein anmutiges Bild gaben. Nach einem schwierigen Abstieg ins Tal kamen wir zu einem kleinen Gehöft, wo Sigurd Jón einen Brief abzugeben hatte, wir hielten einige Minuten und erregten dabei die furchtsame Neugier eines reizenden kleinen Mädchens von etwa vier Jahren, das aber die schützende Schwelle des Hauses nicht verlassen wollte; durch grosse Verlockungskünste und Vorzeigen von Schokolade und Staniolpapier liess das Blondköpfchen sich endlich dazu bewegen, näherzukommen, trat aber, sowie es in Besitz der Schokolade war, einen fluchtartigen Rückzug an und beobachtete uns aufmerksam weiter, wärend es die braune Süssigkeit über sein ganzes Gesicht schmierte. Als wir eben weiter reiten wollten, kam unser Tross in Sicht und wir warteten daher noch ab, bis wir eingeholt waren. Auf einer hübschen Holzbrücke — wieder verriet sich die

Nähe einer Stadt — überschritten wir die Laxá, den Ausfluss des Myvatn, die kurz oberhalb der Brücke eine prächtige hohe Kaskade hat. Nach wenigen Minuten waren wir in Grenjadarstaðir; die Frage, ob wir Quartier bekommen könnten, blieb eine Viertelstunde lang offen, dann aber wurden wir mit desto grösserer Freundlichkeit aufgenommen und in musterhafter Weise verpflegt. Die Sorge unseres Wirtes, des Pfarrers, war die gewesen, dass



Cañon der Jökulsá.

wir am nächsten Morgen den Sonntagsgästen den Platz wegnehmen könnten, aber wir versprachen bereitwilligst, vor Beginn der Kirchenzeit das Feld zu räumen.

Wir beeilten uns auch tatsächlich mit dem Aufbruch sehr und waren um 9 Uhr früh schon wieder fort. Die Gegend war nicht geeignet, besonderes Interesse zu erwecken und es war uns ein willkommener Zwischenfall, als wir beim Durchreiten des Flüsschens Reykjá, in der Nähe des Hofes Helgastaðir, einige Enten

auf dem Wasser schwimmen sahen. Dr. Reichard und ich holten unsere Flinten vom Gepäck und nach einer kleinen Kanonade blieben fünf der Vögel auf dem Platz. Zwei erreichte Finsen schwimmend, die drei übrigen jedoch waren im sumpfigen Röhricht hängen geblieben und schwer zu kriegen Ich musste durch den Fluss zurückreiten und unter mannigfachen Fährlichkeiten gelang es mir, unsere Beute zu bergen.

Kurze Zeit vorher hatte Sigurd Jón sich wieder von uns getrennt; er hatte kaum einen Tag zu reiten, um wieder nach Grimstaðir zurückzukommen, dem wir hier ziemlich nahe waren. Wir konnten am Nachmittag, als wir über erhöhtes Gelände ritten deutlich die wohlbekannten Berge von Myvatn sehen, den Vindbelgarfjall vor allen, der mit seiner charakteristischen Kegelgestalt eine weithin sichtbare Landmarke bildet. Zahllose Schneehühner bevölkern den dürftigen Heideboden und sie zu schiessen ist blosses Speisesammeln, nicht Jagd. Wir nahmen ein Dutzend von ihnen mit, so dass wir, mit den fünf Enten von der Reykjá, ungefähr aussahen, wie wandernde Geflügelhändler Der Weg, auf dem wir ritten, wurde immer breiter und besser und nahm schliesslich fast den Charakter einer Strasse an. Um $^1/_2$4 Uhr trafen wir wieder auf einen alten Bekannten, den Skjálfandafljót. der, schon bei Myri nicht mehr klein, hier ein breiter, ansehnlicher Fluss ist. Er bildet an der Stelle, wo wir ihn auf einer Brücke übersetzten, einen der schönsten Wasserfälle Islands, den Goðafoss. Das beigegebene Bild mag eine dürre Beschreibung ersetzen.*) Wir brachten geraume Zeit mit photographischen Aufnahmen zu, die hier nicht leicht zu machen sind, da man langwierig umherklettern muss, um dem Fall mit der Kamera beikommen zu können. Für das Auge wirkt er vielleicht am schönsten von oben gesehen, doch muss man an seinem Fuss stehen, wenn man seine gewaltige Breite und die prachtvolle Hufeisenform richtig würdigen will. Unterhalb des Falles verengt sich das Flussbett zu einer tiefen Schlucht, über die die Brücke führt. Von dort hat man noch eine halbe Stunde nach dem Gehöft Ljósavatn, das für heute unser Ziel war. Nun trennte uns nur mehr eine Tagereise von Akureyri.

Am Morgen des 1. September besuchten wir noch einmal den Goðafoss, um Gesteinsproben von den schönen Basalt zu sammeln

*) S. Seite 175.

und auch, um noch einige photographische Aufnahmen zu machen; leider war es für die letztere Beschäftigung zu neblig, so dass wir uns mit den am Vortag gewonnenen Bildern begnügen mussten. Auf dem Rückweg schoss mein Bruder noch drei Schneehühner, und wir konnten, trotzdem wir beim Abendessen und Frühstück in Wildbraten geschwelgt hatten, dem Besitzer von Ljósavatn noch eine Menge von Hühnern und Enten zum Geschenk machen, wofür er sich durch eine ausnehmend billige Rechnung erkenntlich zeigte. Der Bauer begleitete uns übrigens bis Akureyri und benützte dazu eines unserer Ponies; er war Zimmermann und hatte einige Wochen bei einem Neubau in der Stadt zu tun. Wir ritten erst gegen 12 Uhr ab, verfolgten erst das nördliche Ufer des Sees Ljósavatn (d. i. lichtes Wasser) und gelangten dann über eine niedere Wasserscheide am Pfarrhof Hals vorbei in das tief eingeschnittene Tal der Fnjóská, die wir zu durchreiten hatten. In dem Buch von Preyer und Zirkel wird der Fluss, was Breite und Tiefe anbelangt, mit dem Main bei Frankfurt verglichen, und wir waren daher nicht wenig überrascht, als wir in dem engen steilwändigen Tal bloss einen recht starken Bach vorfanden, dessen Wasser kaum über die Läufe der Pferde reichte und der, im günstigsten Licht betrachtet, 20 *m* breit war. Da das Flüsschen bei Hochwasser wegen der Bildung seines Bettes wohl an Tiefe, nicht aber an Breite wesentlich zunehmen kann, berührte uns der merkwürdige Vergleich mit einem Fluss, der mit Dampfern befahren wird, recht sonderbar.

Gleich am anderen Ufer begann auf einem gut gehaltenen Serpentinenweg ein steiler Anstieg nach der Höhe des Bergrückens, der uns vom Eyjarfjörðr trennte. Der Rücken ist ziemlich breit und führt den Namen Vaðlaheiði. Ihre Höhe über dem Meer massen wir unter Zugrundelegung des Barometerstandes oben und beim Erreichen des Eyjafjörðr mit 550 *m*, wodurch wir uns neuerdings mit Preyer und Zirkel in Widerspruch setzen, die die Höhe der Vaðlaheiði mit 2118 Fuss angeben. Der Nebel, der den ganzen Tag über schon recht dicht war, wurde hier geradezu undurchdringlich für das Auge, und wir kamen dadurch um den Blick von der Höhe auf den Fjord und die Stadt, der bei klarem Wetter jedenfalls wunderschön ist. Der Abstieg gegen die Mündung der Eyjafjörðará in den Eyajfjörður verlief demgemäss ohne jeden landschaftlichen Genuss, denn wir konnten kaum 20 *m* weit

sehen, geschweige denn erkennen, was sich im Grunde des Tales befand, an dessen Hang wir auf einem gut gebahnten Weg sanft abfallend dahinritten. Wir übersetzten den Fluss gerade an der Mündung, da er sich hier in ein weitverzweigtes Aestuarium auflöst; von den zahlreichen Armen waren die meisten schmal und seicht, zwei jedoch beträchtlich breit und so tief, dass wir bis über die Stiefel im Wasser ritten. Dabei ereignete sich noch ein Zwischenfall, der uns eine halbe Stunde lang aufhielt. Von den ledig laufenden Pferden hatten nämlich zwei die im Gänsemarsch watende Karawane verlassen und schwimmend ein kleines Wieseninselchen erreicht, auf dem sie sich nun, unbekümmert um das Geschrei der Führer, der Beschäftigung des Grasfressens hingaben. Um an sie heranzukommen, musste Finsen sich entkleiden und mit seinem Reitpferd ebenfalls schwimmend die tiefe Stelle des Armes übersetzen und erst dann gelang es, die beiden Deserteure zu ihrer Pflicht zurückzubringen.

Am linken Ufer angelangt, trafen wir auf die schöne Fahrstrasse, die nach Süden bis Möðruvellir führt. Wir formierten uns zu einem wohlgeordneten Zug, strichen die Schnurrbärte hoch und trabten fröhlich in der Hauptstadt des Nordlandes ein.

X.

Akureyri ist, wenn man die ganz nahe dabei liegende kleine Stadt Oddeyri dazurechnet, der zweitgrösste Platz der Insel und zählt etwa 1200 Einwohner. Es liegt am westlichen Abhang des Eyjafjörðr und wird durch die Landzunge. auf der Oddeyri liegt, gegen das Meer zu vollständig geschützt, so dass es bei allen Windrichtungen ein ausgezeichneter Hafen ist. Es ist der Hauptstapelplatz für die schwunghafte Herings- und Dorschfischerei, die, vornehmlich von Norwegern und Franzosen, an der Nordküste von Island betrieben wird. In der Stadt Oddeyri, die von Akureyri nur wenige Minuten entfernt liegt, befindet sich eine bedeutende Transiederei und ein schwedisch-norwegisches Konsulat, während der Sitz der Verwaltung, die Post, Dampferbureau und Apotheke in Akureyri sind. In jedem der beiden Orte befindet sich ein Hotel; doch war das von Akureyri bei dem grossen Brand im Januar zerstört worden und der Neubau noch nicht fertig; wir waren daher gezwungen, in dem weit einfacheren kleinen Gasthof von Oddeyri Quartier zu nehmen, doch zeigte sich sehr bald, dass wir dabei garnicht schlecht gefahren waren. Wir bekamen zwar zu viert nur ein Zimmer und die Schlafstätten wurden auf dem Fussboden hergerichtet, doch war alles so reinlich, die Leute so entgegenkommend und die Preise so gering, dass wir keinerlei Grund zu klagen hatten. Die „Ceres“ war schon seit einigen Tagen wieder fort, hatte aber unser Gepäck richtig abgeliefert, und wir konnten uns schon zwei Stunden nach unserer Ankunft den Luxus gönnen, vollständig mitteleuropäisch gekleidet an einem schön gedeckten Tisch zu sitzen,

vernünftige Speisen mit Messer und Gabel zu essen und gutes Kopenhagener Bier dazu zu trinken. Es war klar, dass dieser Abend in ein raffiniertes Festmahl ausartete, zumal der Wirt unermüdlich im Herbeischaffen neuer Leckerbissen, neuer Flaschen und neuer Zigaretten war.

2. September. Wir erhoben uns, eine Folge der gestrigen Ausschweifungen, ziemlich spät von unseren Lagern und begaben uns nach dem Frühstück gemeinsam nach Akureyri. Verschiedene kleine Einkäufe wurden gemacht, darunter die zwei erhältlichen Ansichtskarten erworben, die durch das Los verteilt wurden. Lange Zeit suchte ich im Ort nach einem Geschäft, wo ich eine neue Brille bekommen konnte; die meinige war in zwei Stücke zerbrochen und ich hatte die letzten Tage über Zwicker tragen müssen, was beim Reiten, Klettern und Schiessen nicht sehr angenehm ist. Endlich wies man mich an den Arzt, Dr. Hannesson, und von diesem konnte ich ein gut passendes Brillengestell erhalten, in das sich meine alten Gläser mit Leichtigkeit einsetzen liessen. Er weigerte sich entschieden, irgend eine Bezahlung anzunehmen und ich konnte ihm nur meinen Dank äussern, was ich hier mit Vergnügen wiederhole.

Bei unserem Spaziergang sahen wir auch die drei grössten Bäume Islands, Ebereschen, von denen zwei in der Aðalstraeti, ein dritter von etwa 8 *m* Höhe in der Hafnarstraeti stehen. Der vierte, grösste, brannte zum grossen Leidwesen aller Einwohner von Akureyri im Januar 1902 nieder.

Als wir nach Oddeyri zurückkehrten, fanden wir eine Einladung vom schwedisch-norwegischen Konsul, Herrn J. V. Havsteen, vor, der uns aufforderte, nachmittags bei ihm Tee zu trinken. Wir leisteten diesem liebenswürdigen Wunsch umso lieber Folge, als man uns erzählte, dass Frau Havsteen geläufig deutsch spreche und gerne von uns Nachrichten über Dänemark und Deutschland hätte. Ausser uns waren noch einige Gäste zugegen, Damen und Herren, und wir unterhielten uns vorzüglich in allen möglichen europäischen Sprachen. Den Glanzpunkt der geschmackvoll eingerichteten Wohnung bildeten zwei prächtige reichgeschnitzte Holzschränke aus dem 13. Jahrhundert, die lange Zeit im Besitze des Bischofs von Hólar, Jón Arason, gewesen waren, des letzten Gegners der Reformation, der im Jahre 1550 in Skál-



Merton phot.

Oddeyri u. Akureyri.

holt enthauptet wurde. Nach seinem Tod hatten die Schränke zur Kirche von Hólar gehört, später den dortigen Pfarrern, bis der Vater des gegenwärtigen Besitzers sie erwarb. Ebenso interessant wie diese beiden Prachtstücke war eine Sammlung von zwanzig messingenen Taufbecken, die sämtlich aus der katholischen Zeit Islands stammten und verschiedenen Kirchen, meist aber auch dem reichen Bischofssitz Holár, gehört hatten. Die Becken waren jedenfalls in den Tagen der Hansa nach Island gekommen und teils in Wisby, teils in Nürnberg erzeugt, was wohl damit übereinstimmte, dass sie süddeutsche und niederdeutsche Umschriften trugen. Einige waren auch mit lateinischen Sprüchen versehen, schienen aber mit den süddeutschen desselben Ursprunges zu sein. Alle diese Stücke hatte Herr Havsteen selbst mit unermüdlichem Eifer aus vergessenem Gerümpel alter Kirchen aufgestöbert; von einigen erzählte er uns, dass er sie bei Bauersleuten als Behälter für Viehfutter und in sonstigen entweihenden Verwendungen angetroffen habe; die guten Leute waren hocherstaunt, zu erfahren, dass diese alten Gefässe ihnen soviel Geld einbringen könnten, als sie sonst in langer Zeit nicht verdienen. Die Sammlung, die Konsul Havsteen auf diese Weise zusammengebracht hat, würde jedem Museum zur Zierde gereichen. Aber auch ausser Antiquitäten gab es manche andere interessante Dinge zu sehen. Da war eine prächtige ausgestopfte Schnee-Eule (Nyctea nivea G.), einige schöne Kalktropfsteine — in dem vulkanischen Island doppelt seltene Gäste — zwei mächtige Widderschädel mit je vier Hörnern und zwei Doppeltspatrhomboëder vom Eskifjörðr, der einzigen guten Fundstätte auf der Welt. Es war ziemlich spät, als wir uns von unseren freundlichen Wirten verabschiedeten; Dr Reichard bat sich noch aus, die messingenen Taufbecken am nächsten Tag photographieren zu dürfen, was natürlich bereitwilligst gestattet wurde.

Wie Gunnarsson uns mitteilt, werden wir erst am 5. September abreisen können, da von den Pferden einige stark wundgerieben sind und dringend der Schonung bedürfen. Ueberhaupt ist unsere Zeit ziemlich knapp, da die „Vesta“, die wir zur Heimreise benützen müssen, Reykjavik schon am 23. verlässt und wir daher spätestens am 21. in der Hauptstadt sein müssen. Die Besteigung der Baula, die einen dreitägigen Abstecher von der

Route erfordern würde, muss daher wohl oder übel vom Programm gestrichen werden.

Der Vormittag des 3. September war einer photographischen Exkursion nach Akureyri gewidmet. Wir hatten mit der „Ceres“ wieder Films und Platten bekommen und ich war im Gefühl meines Reichtums so in Gebelaune, dass ich der Bitte eines Dänen, dessen Bekanntschaft wir im Hinterzimmer des Temperenzcafés bei einem kleinen Grog gemacht hatten, gern willfahrte und ihn mit seinem Pferd dreimal photographierte. Natürlich sollten die Bilder noch in Akureyri entwickelt werden und ich machte eine Menge weiterer Aufnahmen, um die Filmspule zu Ende zu bekommen. Den Nachmittag verbrachten wir mit dem Umpacken und Neuordnen unseres Gepäcks, und Abends zogen Dr. Reichard und ich mit einer grossen Bonbondüte in Oddeyri umher, den süssen Inhalt an die kleinen Kinder verteilend, die wir trafen; dergleichen spricht sich rasch herum und wir konnten nun nicht mehr das Haus verlassen, ohne nicht sofort ein Gefolge von einem Dutzend kleiner Isländer und Isländerinnen zu haben, die scheinbar ohne jede Nebenabsicht denselben Weg verfolgten, den wir gingen.

4 September. Heute vormittags unternahmen wir mit einem Mann aus Oddeyri eine Bootfahrt nach dem gegenüberliegenden Ufer des Eyjafjörðo, wo sich in den Felswänden des Ufers eine bekannte Fundstätte für Zeolithe befindet. Es kann nicht meine Sache sein, mich hier über das nähere Wesen und die Entstehung der Mandelsteine oder Zeolithe eingehend zu äussern, zumal dies zum Teil noch Fragen sind, über deren Beantwortung verschiedene Meinungen existieren. Im allgemeinen entstehen Mandeln — grosse Mandeln nennt man wohl auch Geoden — dadurch, dass ursprünglich hohle Räume im Gestein teilweise oder ganz mit mineralischen Substanzen erfüllt werden. Die Hohlräume selbst hat man sich dadurch entstanden zu denken, dass entweder im noch flüssigen Gestein Gasblasen eingeschlossen waren, die keinen Ausweg finden konnten und die sich beim Erkalten an den Wänden der Blase als fester Niederschlag ansetzten, oder so, dass an Stelle solcher Hohlräume früher leicht zersetzbare Einsprenglinge waren, die hinterher durch die Tätigkeit des Wassers, das das Gestein durchsickert, ausgelaugt sind. Die zweite Füllung der Hohlräume kann wieder auf zweierlei Wegen geschehen; entweder bekleiden

sich die Blasenwände mit Zersetzungsprodukten des umgebenden Gesteins oder es krystallisieren in ihnen mineralische Substanzen aus, die in dem durchsickernden Wasser gelöst sind. Für die isländischen Basalt-Zeolithe scheint das erstere zuzutreffen; welche Umstände aber eintreten müssen, um diese Zersetzung des Muttergesteins hervorzurufen, kann, wie gesagt, hier nicht näher erörtert werden. Die vorzüglichsten isländischen Zeolithe sind Apophyllit, Thomsonit, Heulandit, Mesotyp, Analcim, Stilbit, Epistilbit und Levyn; der letztere ist ziemlich selten und wird ausser bei Akureyri nur noch auf der Holtavörðuheiði im Westland gefunden. Obzwar keiner von uns Fachmineraloge ist, interessierte uns das Vorkommen doch sehr vom geologischen Standpunkt, und wir wollten an der bekannten Fundstelle nicht vorbeireisen, ohne eine Anzahl von Proben in die Heimat mitzubringen, wo sie dann durch Berufenere bearbeitet werden konnten. In dem Schutt am Fuss der Felswände fanden wir eine Menge ausgewitterter Mandeln und vom anstehenden Gestein hieben wir mit unseren Hämmern ein paar Dutzend Handstücke herunter; man konnte fast sicher sein, bei jedem Schlag eine Mandel anzubrechen, und als wir nach zwei Stunden unsere Beute zusammentrugen, war es ein tüchtiger Berg, der nach Oddeyri zurückgerudert werden musste. Am Strand lagen viele Medusen, teils noch feucht, teils schon halb vertrocknet, manche Exemplare bis gegen 40 *cm* im Durchmesser und von wunderbarem Farbenspiel. Wir unterschieden ausser Aurelia aurita noch Cyanea capillata.

Den Nachmittag verbrachten wir mit dem Verpacken der Sachen, die wir von hier zur See nach Reykjavik senden wollten; der „Skálholt“, der heute angekommen war, sollte sie mitnehmen. Ferner kauften wir Schokolade, Zwieback, Zigarren und Zigaretten, sowie Tabak in ausreichender Menge. Gunnarsson hatte den Riemen seiner Riesenpeitsche noch um ein Stück verlängert und knallte damit unternehmend im Hof umher. Ich brachte meine fertige Filmspule zu einem Photographen, der mir versprach, die Negative bis zum nächsten Morgen zu entwickeln. Abends fand wieder Bonbonverteilung statt und der Zusammenlauf der Jugend war ganz ausserordentlich. Gewöhnlich dankten die Kinder durch einen Händedruck; ein kleines Bübchen aber wollte jedenfalls noch ein übriges tun, und so oft es ein Bonbon erhielt, streckte es seine

Aermchen in die Höhe, um den Spender um den Hals zu fassen und zum Dank zu küssen. Die Kinderschar hinter uns, gingen wir zum Haus des Spänglers, wo der arme Merton auf Tod und Leben an den Blechkisten lötete, die seine photographischen Platten enthielten; er schien jedoch einen guten Helfer an dem alten Mann gefunden zu haben, denn der Stoss Büchsen, den die beiden im Lauf eines Abends bewältigt hatten, wirkte ganz imposant.

Bis zum Abend war auch unser Gepäck in Ordnung gekommen, so dass wir am kommenden Morgen weiterreisen konnten. In der Frühe brachte ich noch die Koffer und Kisten nach der Expedition und ging auf dem Rückwege zum Photographen, um meine Films zu holen. Der Unglücksmensch hatte aber alle bis auf zwei verdorben! Mein dänischer Freund hatte zwar auf den Bildern keinen Schaden gelitten und konnte wohl zufrieden sein, die Aufnahmen jedoch, die ich von Akureyri und Umgebung gemacht hatte, waren verloren, und jetzt war es natürlich für neue längst zu spät. Nachdem wir noch eine sehr billige Rechnung in unserem netten, kleinen Hotel beglichen und den Wirt aufrichtigen Herzens unserer ganzen Zufriedenheit versichert hatten, sassen wir auf und ritten, lange begleitet von den rasch erworbenen kleinen Bonbonfreunden, aus Oddeyri hinaus.

XI.

Das Tal der Hörgá, in das wir nach kurzem Ritte in nördlicher Richtung einbogen, war die erste Landschaft von denen, die wir in Island sahen, die einen einigermassen alpinen Charakter trug. Es war deutlich zu erkennen, dass hier im Norden der Insel, wo der Vulkanismus nie eine so grosse Rolle gespielt hat, wie in den südlichen Teilen, die regelmässige ausarbeitende Tätigkeit des Wassers seit langer Zeit ihr Spiel hatte treiben können, ohne durch vulkanische Katastrophen unterbrochen zu werden. Im Süden und im Zentrum der Insel sind Lavaströme auf Schritt und Tritt, Krater auf allen Seiten, das Landschaftsbild wird völlig von den Spuren eruptiver Kräfte beherrscht. Ganz anders hier. Wohl ist auch in diesen nördlichen Tälern der Basalt, der „jüngere Sohn aus altvulkanischem Haus", das herrschende Gestein, aber die Zeit hat ihm das Feuer genommen; wohlgebildete Täler, tief eingeschnittene Gräben, verwitterte Bergformen treten an Stelle der jungen Kraterkegel, der wilden Lavaströme, biedere Sedimentation in den gut gebahnten Flussläufen an Stelle der revolutionären, unterirdischen Stürmer, die an der Hekla und am Mückensee das Land verwüstet haben. Ein richtiges, von Bergen eingeschlossenes Tal, auf dessen Grund sich durch Sand und Wiesenboden ein Fluss schlängelt, hatten wir auf unserer ganzen Reise noch nicht gesehen; es schien so freundlich und heimatlich, so gar nicht isländisch. Der feine Sand der Hörgá hatte den Grus der Gesteine von den Talhängen zu den mannigfaltigsten Konglomeraten und Breccien zusammengekittet und unsere Hämmer waren in lebhafter Tätigkeit. Die drei Tage Zivilisation

in Oddeyri waren eine hübsche Abwechslung gewesen, aber jetzt machte es doppeltes Vergnügen, wieder auf unseren lieben Pferdchen durchs Land zu traben.

Das Flusstal, das in seinem unteren Teile Þelamörk heisst, teilt sich bald in Hörgadalr und Oexnadalr; wir nahmen unseren Weg durch das südlichere Oexnadalr und erreichten gegen Abend, mit Gesteinsproben schwer bepackt, das Gehöft Þverá, wo wir Nachtstation machten. Die Leute hatten uns schon von weitem



Mädchenschule in Blönduos.

kommen sehen und, sicher, dass wir bei ihnen einkehren würden, sofort eine Mahlzeit zubereitet, so dass wir uns schon wenige Minuten nach unserer Ankunft zu Tisch setzen konnten. Dafür hatten wir den Vorteil, abends noch zwei Stunden im Freien sein zu können. Die Lage des Gehöftes war wunderhübsch auf dem rechten Bergeshang und man überblickte weit hinaus das Tal und den gegenüberliegenden schneidigen Kamm des Tindafjall, von dessen zackigen Spitzen besonders eine wie ein Finger in die Höhe ragte. Unter den Steinen, die auf der Wiese verstreut lagen, fanden wir ausser der gewöhnlichen Unmenge von Regen-

würmern eine Anzahl sonderbarer, weisser, insektenartiger Tierchen, die wir nicht bestimmen konnten und daher sorgfältig sammelten; später stellte es sich heraus, dass es eine Art von Cocciden (Schildläusen) war.

Ein kleines Büblein von etwa drei Jahren zeigte grosse Anhänglichkeit an uns und folgte uns bei allen kleinen Exkursionen in der Nähe des Hauses und war tief unglücklich, als es, wie das bei Kindern üblich ist, ohne viel Umschweife von seiner Mutter gepackt und ins Bett gebracht wurde. Da es abends ein bischen regnete, mussten wir die Hoffnung, die Gegend photographieren zu können, auf den nächsten Morgen verlegen. Wir hatten auch am 6. September gutes Wetter und konnten die hübsche Szenerie aufnehmen, bevor wir aufbrachen.

Noch einige Stunden verfolgten wir das immer enger und malerischer werdende Tal stromauf und sammelten noch einen ganzen Haufen von Proben der bunten Trümmergesteine, die in mächtigen Blöcken überall verstreut lagen. Unseren Führern, die in jedem neuen Stücke einen persönlichen Feind erblickten, mussten wir versprechen, die Beute dieser zwei Tage von Blönduos zu Schiff nachhause zu senden, einen kleinen Küstenplatz, den wir am übernächsten Tag zu erreichen hofften und wo der „Skálholt" auf seinem Weg nach Reykjavik Station machte.

Um $^1/_2$1 Uhr verliessen wir das Haupttal, nachdem wir den Fluss schon früher dnrchritten hatten und erstiegen in einem Seitengraben eine mässige Passhöhe, die nach der anderen Seite in das Tal des Hjeradsvötn (z. d. Herrschafts-, d. i. Bezirkswasser) abfiel. Oben hielten wir Mittagsrast. Wir waren jetzt mit allerlei guten Sachen reich versehen, und der Mann erhielt zu jeder Mahlzeit drei Täfelchen Schokolade, sowie pro Tag drei Zigarren; die Pfeifen waren seit den üppigen Tagen von Akureyri ganz aus der Mode gekommen, so sehr, dass ich die meinige nicht einmal mehr bei mir trug. Auch eine Flasche Aquavit führten wir mit uns, und in den Privatkisten der Führer waren sechs Flaschen Gamle Carlsberg-Bier versteckt, mit denen ich meine Gefährten gelegentlich überraschen wollte. Die Gegend auf unserer luftigen Wasserscheide war ausserordentlich hübsch, besonders schön die deutliche Horizontalstreifung der Basaltwände; die Streifen waren so zahlreich, dass die Theorie der übereinander geflossenen Lavaströme, die

unter uns einen eifrigen Vertreter hatte, ganz unwahrscheinlich schien; es entwickelte sich ein lebhaftes Für und Wider, das im Laufe des Nachmittags, gefördert durch die etwas eintönige Gegend, in eine grosse wissenschaftliche Fachsimpelei ausartete, an der die Führer als stille Zuhörer ihr heimliches Vergnügen hatten.

Gegen 6 Uhr begegneten wir einer kleinen Postkarawane. Die Tragpferde hatten die landesüblichen roten Holzkisten, nur mit dem Unterschiede, dass ein gelbes Posthorn darauf gemalt war. Nach einem kleinen uns unverständlichen Gespräch mit den beiden Postboten teilten uns die Führer betrübten Gesichts mit, dass wir nach dem Hof Silfrastaðir noch zwei Stunden zu reiten hätten; diese Neuigkeit war nicht hübsch, denn es hatte sich ein heftiger Sturmwind erhoben, der von Ost und Südost schwere schwarze Wolken herauftrieb, und der Gussregen konnte jeden Augenblick beginnen. Doch war das nur ein altbewährter Führerscherz, denn wir erblickten schon eine Viertelstunde später das Gehöft und zwanzig Minuten nach sechs waren wir unter Dach und Fach.

Silfrastaðir war ein einfaches Gehöft am rechten Ufer des Hjeradsvötn und daneben stand ein winziges Kirchlein aus Wellblech. Der Turm dieses Gotteshauses zeigte eine Architektur von überraschender Einfachheit. Auf einer Ecke des Kirchendaches waren fünf einfache Holzlatten im Fünfeck aufgestellt und ihre Spitzen durch ebensoviele horizontale Stangen verbunden; darüber erhoben sich weitere fünf schmale Bretter, die in eine Pyramide zusammenliefen — der Turm mit Spitze war fertig, und der Gesamteffekt dennoch ganz zufriedenstellend. Wenigstens konnte der Wind dem Kirchturm nicht viel anhaben. Er hatte sich zu einem heftigen Sturm gesteigert, der das ganze Haus erzittern machte. Dr. Reichard und Merton, die im Dachstübchen schliefen, hatten keine besonders ruhige Nacht. Sonst war jedoch über die Unterkunft nicht zu klagen; die Leute waren freundlich und taten, was sie konnten. Ein harmloser Idiot bekundete lebhaftes Interesse an allen unseren Geräten und Apparaten und lachte unbändig bei jeder Erklärung, die wir ihm gaben; durch eine Spende an Tabak und Schokolade machten wir ihn für die Dauer unseres Aufenthaltes wunschlos glücklich.

7. September. Während der Nacht tobte ein fürchterlicher

Sturm und es regnete wie aus Kübeln. Der Hjeradsvötn war am Morgen so angewachsen, dass wir ihn nicht, wie beabsichtigt, bei einer Furt überschreiten konnten, sondern einen Umweg von anderthalb Stunden machen mussten, um zu der Fähre zu kommen, die weiter stromab lag. Das Wetter war an diesem Tag einfach verrückt. Gussregen aus pechschwarzen Wolken wechselten mit strahlendem Sonnenschein, und nach zehn Minuten hatte der Sturm wieder neue Wolkenmassen herangetrieben und der Regen begann von neuem, um nach kurzer Zeit dem heitersten blauen Himmel Platz zu machen. Alle fünf Minuten sahen wir einen anderen prachtvollen Regenbogen, zweimal sogar zwei ineinander. Dabei war es eisig kalt und wir hatten lange zu suchen, bis wir für die Mittagsrast einen Platz ausfindig machten, wo es Wasser und gleichzeitig Schutz vor dem Wind gab.

Am allerschlimmsten wurde es nachmittags; wir hatten die Wasserscheide nach dem Tal der Svartá zu übersetzen und waren auf der Höhe dem Sturm vollständig preisgegeben. Kaum konnten sich die Pferde auf den Beinen halten und wir sassen zusammengeduckt im Sattel und bemühten uns vergeblich, das Gesicht vor den scharfen Eisnadeln zu schützen, die uns in dichten Massen entgegenschlugen. Beim Abstieg war es schon ziemlich dunkel und wir waren recht froh, als wir uns endlich bis zu unserem Nachtquartier durchgearbeitet hatten. Es war die Farm Bolstaðarhlið, die am Ausgange des Svartádalr nach dem Tal der Blandá zu gelegen ist. Wir fanden auch hier sehr gute Verpflegung und die prächtige Hammelkeule, die man uns zubereitete, war schneller verzehrt als vergessen. Wir waren aber alle so müde, dass wir gleich nach dem Nachtmahl zu Bett gingen und dass für heute auch das „Abendgebet“ unterblieb. Darunter verstanden wir das Vorlesen eines Kapitels aus „Fraas, Geologie, Sammlung Göschen“. Das Büchelchen hatte sich in Akureyri unter unserem Gepäck gefunden und es war Mode geworden, jeden Abend einige Seiten vorzulesen. Ich hielt den Vortrag immer, wenn wir schon im Bett waren, die übrigen hörten zu. Für Freund Reichard hatte die Sache noch einen anderen Vorteil, nämlich den eines Schlummerliedes; meist schlief er schon vor Beendigung des Gebetes ganz friedlich; aber wer sein Examen hinter sich hat, darf sich so etwas schon eher leisten.

Von Bolstaðarhlið nach Blönduos (d. i. Blandá-Mündung) hatten wir nur wenige Stunden zu reiten und beschlossen, den Weg ohne Rast in einem Stück zu machen. Am Morgen verging noch einige Zeit damit, dass alle Welt Dr. Reichards schöne isländische Kravattennadel suchte, die auf geheimnisvolle Weise verschwunden war. Die Hausleute waren ganz unglücklich, dass bei ihnen so etwas vorkommen konnte und versprachen, die Nadel



Bei Vatnsdalsholarvatn.

nachzusenden, falls sie zum Vorschein kommen sollte. So ritten wir denn ab. Aber schon nach zehn Minuten musste ich umkehren, da ich meinen Südwester vergessen hatte. Ich fand die Einwohner von Bolstaðarhlið auf allen Vieren nach der Nadel suchend und in betrübtester Stimmung. Doch hielt ich mich nicht lange auf und galoppierte der Karawane wieder nach, sowiem ein Hut gefunden war. Ich hatte kaum die Gefährten wieder eingeholt, als Dr. Reichard, dem der Verlust der hübschen Nadel sehr

zu Herzen ging, mit einem Schmerzenslaut vom Pferde sprang und, in seinen Kleidern kramend, den vermissten Gegenstand zutage förderte. Die Nadel war, wie, ist bisher unerklärt geblieben, in die Gegend gelangt, die beim Reiten dem Sattel am nächsten ist, und hatte ihr Vorhandensein deutlich kundgegeben. Es war nun schon zu spät, die Leute in der Farm zu benachrichtigen; hoffentlich haben sie sich auch so getröstet.

Die Blandá hatte Hochwasser und der Weg war grösstenteils überschwemmt. So verzögerte unser Ritt sich um ein gutes Stück und es war 4 Uhr vorbei, als wir Blönduos erreichten.

Dieses erwies sich als eine stattliche Ansiedelung von etwa einem Dutzend einfacher und ungefähr ebensovielen ganz neuen und schönen Holzhäusern, welch letztere alle dem dänischen Kaufmann Möller gehören, der hier ein grosses Handelsgeschäft betreibt. Wir fanden Quartier in einem mittelguten Bauernhaus, wo wir wieder vier Betten auf dem Fussboden erhielten, dabei aber reichliches und gutes Essen und sogar Bier. Es war heute ein Festtag für uns, da wir gerade einen Monat unterwegs und fünf Wochen auf Island waren, und ich hatte daran gedacht, als ich in Oddeyri die sechs Flaschen Karlsberg heimlich mitnahm. Unter den obwaltenden Umständen verschwieg ich das letztere und schob die Ueberraschung für eine bessere Gelegenheit auf. Während des verspäteten Mittagessens spielte jemand im Oberstock sehr hübsch auf einer Ziehharmonika und liess sich durch unser in dem Holzhaus leicht hörbares Beifallklatschen zu immer kühneren Vorträgen verführen. Mindestens eine Stunde lang spielte der Brave, nur durch unser Applaudieren am Ende jedes Stückes unterbrochen. Nach dem Essen gingen wir in Blönduos spazieren und machten rasch die Bekanntschaft des Herrn Möller sen. und seiner vier erwachsenen Söhne, die vom ersten Augenblick an die Liebenswürdigkeit selbst waren. Die Konversation war leicht, da wir nicht darauf angewiesen waren, isländisch zu sprechen; die jungen Möllers sprachen ausser dänisch noch englisch und zum Teil recht gut deutsch und französisch, und so gab es nichts, worüber wir uns nicht in einer dieser Sprachen verständigen konnten. Man zeigte uns einige junge Zwergfalken (F. aesalon), die zum Verkauf nach England bestimmt waren, sowie ein riesiges, obzwar noch nicht ausgewachsenes Exemplar

einer Bürgermeistermöve (Larus glaucus L.), das frisch geschossen war. Der Vogel hatte eine Spannweite von 170 *cm*, doch war am Gefieder zu erkennen, dass er noch grösser geworden wäre, wenn man ihn am Leben gelassen hätte. Auch einen Seehasen (Cyclopterus lumpus L.) erhielten wir zum Geschenk, und Dr. Reichard, der Vogeleier sammelte, wurde zu einem Mann geführt, der solche zum Verkauf hatte.

Abends gegen 9 Uhr wurden wir durch den Gesang einiger Burschen vors Haus gelockt, die am Strand auf und ab gingen; wir traten näher, um zuzuhören, worauf die Sänger sofort einen isländischen Text auf die Melodie der »Loreley« anstimmten und dann noch ein Lied sangen, das jedenfalls auch eine Aufmerksamkeit für uns sein sollte. Als sie geendet hatten, sangen wir unsererseits die „Lindenwirtin" und so entwickelte sich ein Wechselsingen, dem schliesslich ganz Blönduos zuhörte. Nach einer Stunde etwa, als wir schon ans Schlafengehen dachten, erschien Herr Möller sen. und lud uns ein, noch ein Glas bei ihm zu trinken. Wir folgten mit Freude, sahen aber sofort, dass es mit einem Glas nicht abgehen würde. Im Hause Möller war grosse Gesellschaft. Freund Finsen, der Studiengenosse eines jungen Möller war, sass schon lange da und war in rosigster Stimmung; ferner lernten wir den Sysselmann (Bezirksvorsteher), Herrn Gisli Isleifsson, kennen und den Distriktsarzt Dr. Julius Hallðorsson, ferner Frau und Fräulein Möller und trafen auch die Söhne des Hauses wieder.

Nun ging es an ein fröhliches Plaudern und Trinken, Bier, Portwein und Toddy, und bald zeigte sich die Notwendigkeit zu singen. Der Organist von Blönduos wurde herbeigeholt und begleitete die jungen Möllers bei einigen prächtigen, alten isländischen Liedern; dann mussten auch wir deutsche Sachen singen und erzielten mit dem Liliencron-Straussschen Ueberbrettl-Lied „Die Musik kommt" einen geradezu märchenhaften Erfolg. Es war für unsere etwas vorgerückte Stimmung gerade das richtige Lied, und unsere Zuhörer waren entzückt. Immer wieder mussten wir „Die Grenadier' im gleichen Schritt" an den „kleinen Mädchen" vorüberziehen lassen und als wir uns endlich trennten, sangen wir im Freien noch alle zusammen das ganze Lied. Dichter und Komponist konnten stolz sein auf die zündende Wirkung, die ihr Werk hier im fremdsprachigen Land, im schwerblütigen Norden hervorgebracht hatte.

9. September. Wir standen erst um 10 Uhr auf, da der gestrige Abend uns etwas in den Köpfen sass und wir ausserdem Zeit hatten. Nach dem Frühstück brachten die jungen Möllers uns eine Ente, die sie vor ihrem Haus geschossen hatten, zur Begutachtung; es war Bernicla leucopsis Bechst. Wir verpackten die Mineralien vom Öxnadalr und die Eier, die Dr. Reichard gekauft hatte, um sie mit dem Skálholt, der am nächsten Tag fällig war, weiterzusenden. Dann machte ich photographische Aufnahmen von Blönduos und von der Mädchenschule, die auf der anderen Seite der Bucht lag. In dieser Schule, die der Sysla (Bezirk) gehört, werden Mädchen im Alter zwischen 12 und 18 Jahren unterrichtet. Sie kommen, bis zu dreissig an der Zahl, im Herbst und bleiben bis zum Sommer in Pension. Der Unterricht wird gegen ein sehr geringes Schulgeld von drei Lehrerinnen geleitet und erstreckt sich auf Isländisch, Dänisch, Geschichte, Geographie, Rechnen, Naturgeschichte, Gesundheitslehre, Handarbeiten und Haushaltung.

Mittags lernten wir den Þingmaður (Abgeordneten im Alþingi) Hermann Jónasson kennen, der in Þingeyrar, nahe bei Blönduos wohnt, und die beste Seehundsjagd in Island besitzt. Finsen hatte diesbezüglich schon in Reykjavik, wo das Parlament damals tagte, mit ihm Verbindungen angeknüpft und Herr Jónasson lud uns auf das freundlichste ein, nach Þingeyrar zu kommen und dort vielleicht einige Seehunde zu schiessen. Wir wollten gegen 4 Uhr gemeinsam abreiten. Es schloss sich uns noch ein Student, Herr Þordur Sveinsson, an, der in der Nähe von Þingeyrar wohnte. Nachdem wir in unserer Herberge eine ziemlich unverschämte Rechnung beglichen hatten, machten wir Abschiedsbesuch bei Möllers; wir mussten noch einige Gläser Portwein trinken und noch einmal das „Klingling. bumbumm“ singen, in das die Leute ganz verliebt waren. Dann trennten wir uns, wohl auf Nimmerwiedersehen, von den liebenswürdigen Menschen, die uns Fremdlinge so überaus freundlich aufgenommen hatten. Ein junger Möller begleitete uns auf einem prächtigen Pferd noch eine Stunde lang; dann hielten wir gemeinsam Rast, Herr Möller ritt wieder heim und wir setzten mit Jónasson und Sveinsson den Weg nach Þingeyrar fort. Bald kamen wir an das Haff, an dessen anderem Ufer das Gehöft und die Kirche liegen, und waren recht erstaunt, als unsere isländischen Begleiter Miene machten, in den fast

einen Kilometer breiten Meeresarm frischweg hineinzureiten. Man sagte uns aber, dass dies ganz einfach sei und ich ritt daher mit Sveinsson voraus, um von der anderen Seite den „Durchzug durchs rote Meer“ zu photographieren. Das Wasser war in der Tat ganz seicht, kaum bis über die Steigbügel, und der Boden so fest und eben, dass die Sache keinerlei Schwierigkeiten bot. Immerhin war es ein sonderbares Gefühl, so weit vom Land mitten durch das Wasser zu reiten; zur Flutzeit wäre es übrigens



Hütte am Arnarvatn.

nicht möglich gewesen; man hätte einen weiten Umweg machen müssen. Kurze Zeit nachher waren wir in Þingeyrar, wo dienstbereite Knechte uns der Mühe des Absattelns enthoben und die ledigen Pferde sofort auf die Weide führten. Gleich nachdem wir die Familie des Þingmanns begrüsst hatten, besuchten wir die Kirche, eine der wenigen steinernen in Island. Sie hat zwei hübsche Glocken, ein schönes Taufbecken und verschiedene reichgestickte Priestergewänder, die noch aus der katholischen Zeit, also vor 1550, stammen, sowie wertvolle silberne Kelche und Leuchter. Nach Besichtigung dieser Dinge bat man uns zu einem reich-

lichen Abendessen, an dem Sveinsson noch teilnahm, bevor er den Ritt nach dem Nachbargehöft antrat. Später sahen wir noch ein kleines Nordlicht, das sich aber auf einen rötlichen Bogen im Zenith beschränkte. Zum Nachtquartier erhielten wir zwei bequeme Zimmer, nur herrschte ein gewisser Schlafzwang, da man uns um 9 Uhr ins Bett schickte und uns das Zeichen zum Aufstehen dadurch gab, dass man im Schlafzimmer Kaffee servierte. So lagen wir beispielsweise in der ersten Nacht 13 Stunden im Bett, schliesslich nicht das schlimmste, was einem passieren kann.

10. September. Wir standen wieder recht spät auf — wir wussten, dass wir den Kaffee abwarten mussten — und gegen 12 Uhr brachen wir zur Seehundsjagd nach der Lagune auf. Herr Jónasson sagte uns aber gleich, dass es wahrscheinlich nichts werden würde. Der Wind kam vom Land, und wenn dies der Fall ist, wittern die Seehunde erstens den Jäger leicht, zweitens liegen sie auf den äussersten Sandbänken und gewinnen bei der geringsten Störung das freie Meer. Ist dagegen Nordwind und Seegang von draussen, suchen die Tiere die inneren geschützten Buchten auf, wittern viel schwerer und gehen aufgescheucht nur noch tiefer in die Lagune hinein, was für den Jäger natürlich günstiger ist. Wir ritten den grössten Teil des Weges und ein Boot begleitete uns in einiger Entfernung vom Ufer. Bei den ersten Dünen angelangt, sassen wir ab und konnten, über die Sandhügel spähend, mit dem Feldstecher wohl siebzig Seehunde erblicken, die auf einer der äussersten Inseln lagen. Wir mussten, um an sie heranzukommen, einen kleinen Meeresarm übersetzen und warteten daher, bis das Boot zur Stelle war. Im Wasser neben der ruhenden Herde waren zwei grosse Robben in heftigem Kampfe begriffen und es war ein prächtiges Schauspiel, die geschmeidigen glänzenden Körper in dem aufschäumenden Wasser auftauchen und verschwinden zu sehen. Doch war die Entfernung noch gut 200 *m*, so dass an einen Schuss nicht zu denken war. Als das Boot in Sicht kam, glitt die ganze Gesellschaft im Nu ins Meer und damit war der Erfolg eigentlich schon verdorben. Denn es ist die einzig sichere Jagdmethode, sich an die ruhende Herde anzuschleichen und ein Tier mit Musse aufs Korn zu nehmen. Wir ruderten trotzdem nach der Sandbank hinaus und verteilten uns in grossen Abständen am Strand, die Flinte schussbereit.

Mordlust im Herzen. Vor uns tauchten an die fünfzig Seehundsköpfe im Brandungsgewoge auf und nieder; bald weiter, bald näher kam ein schwarzer glänzender Kopf mit triefendem Schnauzbart zum Vorschein, äugte einen Augenblick scharf herüber und verschwand blitzschnell, um an einer unberechenbaren Stelle wieder hervorzugucken. Auf die Neugier und das musikalische Gemüt der armen Tiere bauend, standen der Þingmann und sein Knecht hinter der Schützenkette, die Hüte schwenkend und wilde, heulende Töne ausstossend. So blieben die Seehunde auch wirklich in der Nähe, wagten sich aber doch nicht näher heran als bis etwa 50 *m* vom Ufer.

Unter solchen Umständen war nicht viel zu hoffen. Zunächst war das Zielen nach den Köpfen, die unvermutet hier und dort auftauchten, um ebenso rasch wieder zu verschwinden, keineswegs sicher, und da wir nicht blindlings darauf los knallen wollten, fielen während der ganzen Zeit von uns allen zusammen keine zehn Schüsse. Hatte man nun selbst den richtigen Moment erfasst und einen Postenschuss nach einem der glatten Robbenschädel abgebrannt, so war es unmöglich, den Erfolg zu bestimmen. Auf den Knall hin waren im Nu alle weg und wenn nach ein paar Sekunden die frechsten wieder an die Oberfläche kamen, wie konnte man wissen, ob der, nach dem man gezielt hatte, dabei war, oder nicht? Selbst wenn das Wild im Streukegel der schweren Schrote gewesen war, war es nicht festzustellen, ob es unverletzt wieder in die Höhe kam, oder ob es unter Wasser das Weite gesucht, oder ob es tötlich getroffen untergesunken war. Denn das kompliziert die Seehundsjagd noch bedeutend, dass das getroffene Stück auf den Grund geht, ausser im Spätherbst, wo die Seehunde sehr fett sind und daher von selbst schwimmen. Bei zwei oder drei von unseren Schüssen waren die Isländer überzeugt, dass es Treffer gewesen waren, und wir hegten noch einige Hoffnung, vielleicht am nächsten Tag die Kadaver angeschwemmt zu finden; da aber der Südwind anhielt, war selbst das nicht festzustellen.

Um uns zu trösten, ritten wir auf dem Heimweg an einem kleinen See vorbei, wo wir einige Taucher und Enten schossen, darunter eine Eisente (Harelda glacialis L.). Beim Bestimmen dieses Vogels lernten wir aus Gröndals „Islenzk fuglatal“, welches Büchlein der Magister uns in Reykjavik zum Geschenk gemacht

hatte, dass der Name „Harelda" durch Korruption des isländischen „hávella" entstanden ist, was „hochsingend" bedeutet, wegen des hellen Geschnatters dieser Entenart.

Am nächsten Tag sollte die Jagd erneuert werden. Der Wind war aber derselbe geblieben, und so gaben wir den Plan, freilich mit schwerem Bedauern, auf. Nur Dr. Reichard ritt hinaus, um zu sehen, was los sei und vielleicht einen gestern geschossenen Seehund am Strand zu finden; er kehrte jedoch ohne positives Ergebnis zurück. Merton und mein Bruder gingen nach dem kleinen See und brachten eine Ente heim, ich blieb zuhause, machte einige Aufnahmen, trank mit Frau Jónasson und ihrem lieben Töchterchen Kaffee und sah mir die reiche Bibliothek des Þingmanns an, in der sich neben isländischen und norwegischen Sagensammlungen auch Werke von Darwin, Humboldt, Spencer, Milne-Edwars und Huxley vorfanden. Auch das treffliche Buch von Professor Kahle, der auf seiner Islandreise hier einige Zeit gewohnt hatte, kam mir in die Hände und ich las mit Vergnügen die warmen Worte, mit denen er der Gastfreundschaft des Hauses Jónasson gedenkt, und die ich Wort für Wort unterschreiben möchte.

Nachmittags, als die Jäger mit Ausnahme Dr. Reichards schon zurück waren, kamen die Kinder mit der Meldung, dass auf der Wiese ein Volk „rjupar" (Schneehühner) sei. Merton und ich steckten je vier Patronen zu uns und gingen unseren kleinen Führern nach. Es fiel uns hier zum erstenmal auf, dass die Hühner mit dem kommenden Herbst schon die Anfänge ihres Wintergefieders zeigten. Die Vögel, die im Sommer eine vorzügliche Schutzfarbe haben, ebenso wie im Winter, wenn Schnee liegt, hatten jetzt ihre schlechteste Zeit. Trotzdem wären sie schwer zu schiessen, wenn sie auf dem von kleinen Hügelchen durchsetzten Boden hinlaufen wollten; dadurch aber, dass sie aufflattern, zeigen sie sich dem Schützen und die weissen Unterflügel bieten ein vorzügliches Ziel. In kurzer Zeit war das Volk, das acht Köpfe zählte, vom Leben zum Tode gebracht und die Küche von Þingeyrar um einen neuen Posten Vogelwild bereichert.

Nach dem Abendessen waren wir lange im Freien, spielten mit den netten Kinderchen Ball und unterhielten uns vorzüglich mit einer langen Kette, die im Hof lag und die wir um die Wette in schlangenartige Schwingungen versetzten, was eine ganz tüchtige

Kraftprobe war. Später, als es fast dunkel war, gingen wir nach der Flussmündung, von wo der Glockenton der wilden Schwäne melodisch herüberklang. Ein Schwarm von wohl hundert Stück war in heftiger Bewegung auf und über dem stillen Wasser und immer kamen neue Zuzügler in majestätischem Flug über den Abendhimmel gezogen, um sich flügelschlagend in den Fluss niederzulassen. Es war schon die Zeit des Jahres, in der die



Eingang zur Surtshellir.

Schwäne sich sammeln, um nach geschützten Küstengegenden zu ziehen, während sie den Sommer in den Binnengewässern verbringen, und diese Schwärme waren wohl schon am Ziel ihres Fluges.

Wir hatten uns bei Herrn Jónasson viel nach isländischen Sitten und Trachten erkundigt, und er erwies uns zum Abschied noch eine besondere Aufmerksamkeit. In dem nahegelegenen Hof Leysingjastaðir wusste er eine Frau, die ein isländisches Brautgewand besass, und zu dieser war Botschaft gesandt worden, dass sie ihren Staat am nächsten Morgen anlegen sollte, da wir sie darin gerne sehen und

photographieren wollten. Abends sahen wir noch, wie ein Kalb getötet wurde, was hier vernünftigerweise durch einen Schuss in den Kopf geschieht, worauf sofort der Hals durchschnitten und das Blut abgelassen wird. Mit grosser Behendigkeit häuteten zwei Knechte das Tier ab, zerlegten es in vier Teile und brachten es in den Keller. Anknüpfend daran erzählte uns unser Wirt auch, wie im Herbst der Seehundsfang getrieben wird. Dieser bildet eine Haupteinnahmsquelle für die Besitzer günstiger Küstenplätze und die Felle werden je nach Grösse und Güte für den Preis von drei bis zwölf Kronen an die Händler verkauft. Ferner wird der Tran und das Fleisch einiger Teile benützt und wir hatten auch etwas marinierte Flosse vorgesetzt bekommen; doch muss man sich mit dem Geschmack wohl erst befreunden. Die Jagd geschieht in der Weise, dass eine Herde, die in einer Bucht oder Flussmündung liegt, durch Netze vom Meer abgeschlossen und gegen einen flachen Strand getrieben wird; dort werden die Tiere ganz von Netzen umstellt und dann entweder durch Schüsse oder, um das Fell zu schonen, durch Knüttelhiebe auf die Schnauze getötet. Wie uns erzählt wurde, waren in Þingeyrar schon Herden von hundert Stück mit einemmale gefangen worden und die Ausbeute eines Jahres erreichte mitunter fast tausend. Da die Seehunde, besonders in Flussmündungen, dem Lachsstand grossen Schaden zufügen, erzielt man durch ihre Tötung einen zweifachen Gewinn.

Bei klarem, sonnigem Wetter, aber ständigem Südwind, brachen wir am folgenden Vormittag auf. Frau Jónasson machte uns noch zum Abschied das Kompliment, dass ihr von allen Fremden die Deutschen am liebsten seien, besonders den Engländern gegenüber; die Deutschen seien viel freundlicher und lernten auch die einheimische Sprache, soweit es ging. Professor Kahle, der allerdings isländisch gut konnte, stände noch im besten Andenken und es sei erfreulich, dass seine Landsleute ebenso nett seien. Wir versprachen, Abzüge unserer Photographien zu senden, was auch geschehen ist, und es steht zu hoffen, dass wir mit den liebenswürdigen Leuten wenigstens in brieflichem Verkehr bleiben werden. Denn ob uns unser Weg je wieder nach Island führt, — wer kann es wissen?

XII.

In Leysingjastaðir erwartete uns die Bauernfrau schon im Brautstaat. Wir waren einigermassen enttäuscht, denn die „Braut“ war alles eher als hübsch und hatte die erste sowohl wie die zweite Jugend schon recht lange hinter sich. Aber wir waren ja des Gewandes wegen gekommen und nicht wegen der Person der Trägerin, und so photographierten wir sie und ihren jüngsten Sprössling, der vor der Camera grosse Angst hatte, bedankten uns auch schön und versprachen, einige Bilder zu senden. Dann nahmen wir von Herrn Jónasson, der uns bis hierher begleitet hatte, Abschied und ritten fort nach Süden.

Bald erreichten wir die Hügel am Vatnsdalsholarvatn, die wir schon lange zu sehen gewünscht hatten. Wir wussten, dass sie ähnlich sein mussten, wie die von uns an der Sandá im Sprengisandur beobachteten; sie sind von Preyer und Zirkel erwähnt, ebenso wie von Professor Kahle, der sie treffend mit einem Friedhof von Hünengräbern vergleicht; irrig ist jedoch seine Angabe, dass die Hügel aus Trachytfels bestünden; es ist vielmehr derselbe palagonitische Tuff, untermischt mit Basaltblöcken, wie ihn die Hügel an der Sandá zeigen, und die Entstehungsursache dürfte für beide Vorkommen dieselbe sein. Nur waren die Hügel von Vatnsdalsholarvatn viel höher als die anderen, und manche von ihnen mochten bei entsprechender Grundfläche wohl 15 bis 18 *m* erreichen. Am See, der seinen langatmigen Namen von den Hügeln (holar), dann von dem Tal (Vatnsdal = Seetal) umständlich ableitet, entlang ziehend, sahen wir wieder eine Unmasse von Schwänen, die hier die ganze Wasserfläche weiss erscheinen liessen.

Dann folgten wir auf gut gebahntem Weg dem Tal des Strángakvisl, hielten bei der Farm Flaga Mittagsrast und erreichten ohne nennenswerte Zwischenfälle um 6 Uhr das Gehöft Haukagil (Falkenschlucht). Hier verbrachten wir einen ganz wunderhübschen Abend. Beim Essen sprachen wir davon, dass die zwei Zeltnächte, die jetzt wieder vor uns lagen, einen tüchtigen Gegensatz zu dem Wohlleben von Blönduos und Þingeyrar abgeben würden und es gelang mir, eine lebhafte und wie es schien aussichtslose Sehnsucht nach einem Glas Bier bei meinen Kameraden hervorzurufen. Ich schürte das Verlangen, das ja bei uns stets vorhanden war, noch ein bischen und dann kam meine Ueberraschung. Ich verschwand für einen Augenblick und kehrte ganz harmlos zurück, aber eine Minute später trat Finsen ein, auf einem Servierbrett vier Flaschen tragend, aus deren Hälsen köstlicher weisser Schaum hervorquoll. Das war ein Jubel! Für jeden eine ganze Flasche, die zwei übrigen fielen den Führern zu.

Nach dem Abendessen mussten wir für einige Zeit aus dem Zimmer, damit die Betten hergerichtet werden konnten; wir kamen gerade im richtigen Augenblick, um die ersten Phasen eines prächtigen Nordlichtes zu sehen, des schönsten, das wir während der ganzen Reise beobachten konnten.

Als wir vors Haus traten, wo es bitter kalt war und ein schneidender Südwind blies, erblickten wir zunächst nur einen hellen, grünlich leuchtenden Streifen im Zenith, der auch eine vom Mond beschienene Wolke hätte sein können, wenn nicht das unruhige wellenförmige Zittern deutlich zu erkennen gewesen wäre. Solche Streifen hatten wir schon wiederholt beobachtet, zuletzt in Þingeyrar, wo er aber rot gewesen war. Während wir noch frierend und ziemlich gleichgiltig nach dem Himmel sahen, ging in der nebligen Abendluft ein Lichtschein auf, der uns im ersten Moment glauben liess, der Mond sei eben hinter den Hügeln hervorgekommen. Wir liefen um das Haus und sahen, dass die Helligkeit hinter den Bergen im Osten ihren Herd haben musste; es war, als ob, durch den Höhenzug von uns getrennt, eine Stadt mit ihren Lichtern liege, deren Widerschein den ganzen Himmel überstrahlte, als ob ein ungeheures grünes Feuer im Nachbartal brenne, das wir nicht selbst sehen konnten, dessen Flammenleuchten aber weithin die feuchte Luft erfüllte. Der nächste Impuls

war, nach dem Gipfel des Hügels zu laufen, um von dort die Lichtquelle zu erblicken; aber bevor wir einige Schritte tun konnten, fuhr wie eine Rakete ein hellgrüner Strahl über den ganzen Himmel bis in die Berge am westlichen Talabhang und entrollte sich wie ein wallender Vorhang, grün, violett und rot aufleuchtend, zuckende Strahlenspitzen nach der Erde zu entsendend, in buntem Wechsel der Form und Farbe, wogend und flatternd, strahlend, erblassend und wieder neu aufflammend; für einen Augenblick



Pverá in Öxnadalr.

erlischt das grandiose Leuchten, dann schiessen drei, vier, fünf parallele Bänder aus dem Lichtherd hinter den Bergen hervor und wieder ist der Himmel erhellt von dem magischen Farbenschein der wellenförmig sich bewegenden strahlenden Vorhänge, deren Wallen und Zittern an die fliegenden Gewänder einer Serpentintänzerin erinnert.

Etwa 10 Minuten hielt das unvergleichliche Schauspiel an, dann wurde es schwächer und schwächer, der Lichtschein im

Westen erlosch und nur eine unsichere grünliche Helligkeit blieb zurück, um bald auch zu verschwinden. Einige Abendwolken, die nicht sehr hoch zu schweben schienen, hatten wir die ganze Zeit hindurch unbeleuchtet über der Lichterscheinung wahrnehmen können und diese mu-ste sich daher in einer Höhe von wenigen hundert Metern über dem Boden abgespielt haben. Während der Dauer des Nordlichtes war dieses auch schätzungsweise 1 *km* vor dem Wind nach Norden vorgerückt; denn wir hatten es zuerst in einem mässigen Winkel über dem südlichen Horizont erblickt, dann war es im Zenith gestanden, so dass wir uns auf den Rücken legten, um besser zu sehen, und als es zu Ende ging, stand es vielleicht 45 Grad über dem nördlichen Horizont. Da wir an den erwähnten Wolken und den Bergen, an denen die Strahlen entlang zogen, einen gewissen Anhaltspunkt hatten, dürfte die Schätzung der Höhe und des zurückgelegten Weges nicht arg verfehlt sein. Von dem vielbesprochenen knisternden Geräusch, das nach manchen Beobachtern mit den Nordlicht verbunden sein soll, konnten wir nichts hören, und auch Finsen erklärte, es nie wahrgenommen zu haben, trotzdem er schon hunderte von Nordlichtern gesehen und stets darauf Acht gehabt hatte.

Die Betten waren längst bereit, als wir ins Zimmer traten. Von den Hausleuten hatte sich niemand um das Nordlicht gekümmert; sie sehen es im Winter an jedem klaren Abend noch viel schöner; aber für die frühe Jahreszeit war das unserige, wie Finsen versicherte, überraschend gut gewesen.

Im Gastzimmer des Hauses hingen Oeldruckporträts von Kaiser Wilhelm II. und der Kaiserin Auguste Viktoria, aber leider vergassen wir zu fragen, wie die Leute dazu gekommen waren.

13. September. Wir hatten von hier nach Kalmanstunga, unserer nächsten Hauptstation und der nächsten Ansiedlung gegen Süden überhaupt, wieder mindestens zwei Tage durch ganz einsame Gegenden zu reiten, über die Grimstungnaheiði und die seenreiche Hochfläche der Arnarvatnsheiði. Der grösste dieser Seen, der Arnarvatn (Adlersee), war unser Ziel für diesen Tag. Es ist dort, wie die Führer erzählten, eine kleine Schutzhütte, und in dieser oder wenigstens daneben wollten wir übernachten. Denn wir waren nicht sicher, ob die Hütte offen sein würde.

Nach dem Aufbruch von Haukagil ritten wir noch ein oder

zwei Stunden im Tal des Strángakvisl, dann bogen wir nach Süden aus und begannen nach einer kurzen Steigung nach dem Plateaurand unseren Ritt über die öde Hochfläche. Der Boden war so schlecht, als man sich ihn denken konnte; entweder lockere Gesteinstrümmer, die keinen festen Tritt gestatteten, oder klippenreiche tiefsumpfige Mooswiesen. Die Wegrichtung war ab und zu durch rohe Steinhaufen angedeutet, und wo die Beschaffenheit des Bodens es zuliess, war auch ein kleiner Steig zu erkennen. Einmal kamen wir auch an einigen Pferde- oder Rinderknochen vorbei, und wessen Phantasie leicht entzündbar war, der konnte darin gruselnd „ein düsteres memento mori“ erblicken, und sich einbilden, von allen Gefahren der Wüste umdräut zu sein.

Bis gegen Mittag war das Reiten bei regnerischem Wetter und auf miserablen Terrain zwar nicht angenehm, aber doch erträglich gewesen, ja es konnte sogar vom sportlichen Standpunkt aus anregend genannt werden. Auch nach unserer Rast ging es noch einige Zeit ganz gut. Wir hatten die Flinten mit auf den Pferden und schossen in kurzer Zeit elf Schneehühner, die wir in der Arnarvatn-Hütte selbst zubereiten wollten. Um 4 Uhr jedoch begann ein dichter Nebel einzufallen. Damit schwand die Fernsicht auf die Gletscher, die allmählich näher kamen, die Sonne verlor ihre strahlende Wärme, es wurde empfindlich kalt und feucht und endlich brachte der Nebel es mit sich, dass wir alle Viertelstunden anhalten und nach allen Seiten eclairieren mussten, um den Weg entweder nicht zu verlieren oder ihn, wenn wir abgekommen waren, wieder zu finden. Einfach nach dem Kompass zu reiten war nicht möglich, da die sumpfigen Tümpel und Wasserläufe immer zahlreicher wurden und der durch Steinhaufen bezeichnete Weg die einzige Möglichkeit bot, ohne ungeheuren Zeitverlust von der Stelle zu kommen. So bewegten wir uns weiter, wie eine Spannerraupe, die ihre hinteren Füsschen erst dann nachzieht, wenn sie mit den vorderen Halt gefunden hat. Die Karawane dehnte sich in die Länge, den einen Wegweiser im Auge behaltend, bis der nächste gefunden war; dieser wurde dann der Fusspunkt für weitere Operationen. Es war bald die allgemeine Ansicht, dass wir den Arnarvatn nicht mehr an diesem Tag erreichen würden, denn wenn erst die Dunkelheit kam, war überhaupt nichts mehr zu machen. Tatsächlich war unser Weiter-

kommen von 6 Uhr ab nur noch ein unsicheres Vorwärtstasten, wir fanden keine „Steinmandln" mehr und mussten beständig grosse Bogen um allerlei Teiche und kleine Seen machen, kleine Gräben auf gut Glück und die Gefahr, stecken zu bleiben, durchreiten und dabei gut aufpassen, um in dem undurchdringlichen Nebel nicht die Gefährten aus den Augen zu verlieren. Nur ganz im Allgemeinen hielten wir nach Süden zu und um 7 Uhr war es klar, dass wir ohne ausserordentlichen Glücksfall den Arnarvatn nie finden konnten, wenigstens heute nicht mehr. Eine ganz gut erhaltene Schachtel schwedischer Zündhölzer, die wir fanden, brachte uns auf die Meinung, dass das Ziel ganz nahe sein müsse und dass wir am Ende im Begriffe seien, daran vorbei zu reiten. Aber es stimmte nicht damit, dass es erst 7 Uhr war und dass wir sehr langsam vorwärtsgekommen waren. Wir konnten noch lange nicht so weit sein.

Noch eine halbe Stunde setzten wir unseren hoffnungslosen Weg fort, dann, als wir eine einigermassen trockene Stelle erreichten, machten wir Halt und schlugen das Zelt in den weichen Moosboden auf. Es war schon so dunkel, dass jedes weitere Suchen nach den Weg unsinnig wurde. Wir kochten Suppe und Kakao und machten Generalprobe mit meiner Acetylenlampe, die wir seit Akureyri mithatten, um sie beim Besuch der Lavahöhlen bei Kalmanstunga zu verwenden. Unsere Führer, die das neue Licht zwar in Häusern, aber nicht bei Handlaternen gesehen hatten, waren entzückt davon und wirklich war auch das Zelt festlich erleuchtet, wenn wir die Lampe hoch an den Mast banden, so dass das Licht von der hellen Leinwand gleichmässig nach unten reflektiert wurde. Gegen 10 Uhr wurde es auch ausserhalb des Zeltes sonderbar hell und wir waren, als wir hinausguckten, höchlich überrascht; der Nebel war weg, ein frischer kalter Wind kam aus Südwest und am klaren Sternenhimmel stand der fast zum Kreis gewachsene Mond und beleuchtete mit seinem milden Licht die toten Gletscher im Süden und die nähergelegenen Berge, aus denen wir jetzt leicht auf die Lage der Arnarvatn-Hütte schliessen konnten. Es fiel uns aber nicht ein, am Ende wieder aufzupacken, sondern wir blieben ruhig wo wir waren, zumal von den Pferden kein Schweifendchen weit und breit zu sehen war. Gunnarsson brummte resigniert, als er dies



Merton phot.

Goðafoss.

feststellte und bat sich von mir Feldstecher und Laterne aus, um auf die Suche zu gehen. Wir anderen legten uns nieder und schliefen. Nach etwa einer Stunde kroch Gunnarsson triefnass durch den Zelteingang. Der Wind, der schon lange heulend um das Zelt pfiff, hatte wieder Regen und Nebel gebracht und der arme Magnus kam zurück, ohne ein einziges Pferd gesehen zu haben. Das klang ziemlich alarmierend, denn was sollten wir tun, wenn die Ponies wirklich verlaufen waren? Gunnarsson aber war ganz ruhig und meinte, er würde sie schon wieder einfangen; zunächst wolle er ein wenig schlafen.

Der Regen begann jetzt sich auch innerhalb des Zeltes bemerkbar zu machen; nicht nur, dass er durch die vom Wind nach innen gedrückte Leinwand uns auf die Köpfe tropfte, auch das Moos sog das Wasser wie ein Schwamm auf und bald konnte man keine Bewegung machen, ohne dass es überall kleine Bächlein gab, die sich in die Falten der Schlafsäcke ergossen und so deren Wasserdichtigkeit ziemlich illusorisch machten. An Schlaf war nicht mehr viel zu denken, aber es war doch besser eingewickelt zu liegen, als bei der herrschenden Kälte im Zelt zu sitzen oder gar ins Freie zu gehen. Nur der wackere Maungi — so wurde Gunnarsson im Freundeskreis genannt — machte sich um 4 Uhr wieder auf den Weg, um die Pferde zu suchen. Der Nebel hatte sich etwas gelichtet und der Mond brach hie und da ein bisschen durch. Doch regnete es noch tüchtig bis gegen 5 Uhr. Dann kam der Wind mit verstärkter Gewalt und rüttelte beunruhigend am Zelt, aber er trocknete wenigstens die vollgesogene Leinwand und das lästige Durchtropfen hörte auf. So konnten wir noch zwei Stunden schlafen. Als um 7 Uhr Gunnarsson wieder zurückkam, ohne bei seiner dreistündigen Suche etwas von unseren Pferden gesehen zu haben, wurde die Lage doch etwas ernst. Er kam, um Hilfe zu holen, und Finsen sowohl wie mein Bruder brachen auf, um nach verschiedenen Richtungen zu operieren. Wir übrigen machten inzwischen das Gepäck zurecht, um jede weitere Verzögerung zu vermeiden, kochten für die Gefährten Kakao und warteten ab, was kommen sollte. Wir waren nicht wenig erstaunt, als schon nach fünf Viertelstunden die drei Pferdesucher hoch zu Ross herbeitrabten, die gesamten übrigen Ponies vor sich hertreibend; die ganze Herde war auf einem Haufen bei-

sammen geblieben und hatte in der Richtung gegen den Arnarvatn eine grasreiche Niederung gefunden, wo sie die Nacht zugebracht hatten. Der Platz war schwer sichtbar und ebenso schwer zugänglich und so hatten sie sich, so lange es dunkel war, allen Nachstellungen entziehen können.

Nun wurde rasch gefrühstückt und dann aufgebrochen. Jetzt bei Tag und ohne Nebel, sah die Gegend gleich ganz anders aus und nach 10 Minuten hatten wir den Steig gefunden; er zeigte ganz frische Fährten und als wir nach einer Stunde den Arnarvatn und die Hütte in Sicht bekamen, sahen wir am jenseitigen Ufer zwei Reiter, die offenbar am Vortag hier geritten waren und die Nacht in der Hütte verbracht hatten. Von ihnen stammte wohl auch die Streichholzschachtel. Nun waren wir recht froh, im Zelt kampiert zu haben, denn in der kleinen Hütte, die mehr einem Schafstall glich, zu acht zu schlafen, wäre nicht hübsch gewesen. Wie wir aus den umherliegenden Gerätschaften ersehen konnten, waren die beiden Insassen Fischer, die längere Zeit hier bleiben wollten. Sie hatten Decken, Kochgeschirr, Fleisch, Brot und Angelgeräte, sowie Netze zurückgelassen. Nun ist das Fischen im Arnarvatn, das früher zu stark betrieben wurde, auf einige Jahre verboten und die Beiden wandelten auf unerlaubten Wegen. Wir wollten sie deshalb zwar nicht gleich anzeigen, obwohl wir aus den Packsätteln ihre Namen ersehen konnten, aber Finsen konnte es nicht unterlassen, auf den Tisch der Hütte ein Brieflein zu heften, das den Uebeltätern wohl einige Angst eingeflösst haben dürfte.

Als wir nach kurzer Rast den See entlang ritten, sahen wir die Fischdiebe in einem Boot draussen auf dem Wasser und diese waren gewiss unangenehm überrascht, sich entdeckt zu sehen; sie hatten sich hier in der Einöde wahrscheinlich ganz sicher gefühlt. Finsen hätte ihnen gerne noch irgend einen Streich gespielt, aber die Zeit drängte. Wenn wir an diesem Tag noch Kalmanstunga oder auch nur die Surtshellir erreichen wollten, mussten wir tüchtig dazusehen. Wind und Regen vereinigten sich, um uns den Weg zu erschweren und den ganzen Vormittag hindurch ritten wir, nass und missmutig, unseres Wegs. Um 3 Uhr erhielt der Mann drei Zwiebacke und doppelte Schokoladeration und nach einer Rast von 20 Minuten sassen wir wieder auf. Beim Norðlin-

gafljót, den wir kurz darauf durchritten, trafen wir seit längerer Zeit wieder auf einen Lavastrom jüngeren Alters und kamen damit wieder in Landschaften, die wir seit dem Dettifoss nicht passiert hatten; es machte sich bemerkbar, dass wir uns wieder im jungvulkanischen Südland befanden. Politisch gilt der Arnarvatn als die Grenze.

Den Lauf des Norðlingafljót stromab verfolgend, näherten wir uns immer mehr der Kuppe des Eyriksjökull; bald begann unser Weg sich in ein breites Tal zu senken, das von einer zusammenhängenden Masse basaltischer Lava erfüllt war. Hier liegt die berühmte und vielbeschriebene Lavahöhle Surtshellir, die der letzte Hauptpunkt unserer Reise war; wir wollten sie am nächsten Tag besuchen und heute, da wir durch rasches Reiten Zeit gespart hatten, noch bis Kalmanstunga kommen. Trotzdem machten wir einen Abstecher nach dem Höhleneingang, der sich leicht auffinden lässt, da er neben einer weithin sichtbaren Lavakuppe liegt. Wir hielten uns aber dort nicht auf, sondern setzten unseren Weg in beschleunigtem Tempo fort; es war schon nach Sonnenuntergang und noch fast $1^1/_2$ Stunden bis zum Quartier. Zu unserer Linken lag jetzt der langgestreckte Strutur, ein alter Vulkan von typischer Dachform, an dessen Fuss wir in südwestlicher Richtung entlang ritten. Dann bogen wir plötzlich, durch eine Biegung des Flusses gezwungen, nach Süden und übersetzten, steil ansteigend und ebenso absteigend, den sich nach SW. langsam senkenden Rücken des Strutur. Um 8 Uhr abends waren wir in Kalmanstunga.

15. September. Der Morgen ist klar und sonnig, der Blick auf die Gletscher im Westen und Süden wundervoll. Wir machen ausgiebige Wäsche im Bach neben dem Haus und freuen uns der Wärme und des blauen Himmels.

Um 1 Uhr ritten wir, begleitet von unseren Führern und vom Besitzer von Kalmanstunga, weg. Auf einem Packpony führten wir Proviant mit uns, die photographischen Apparate, die Acetylenlaterne, Kerzen und Magnesiumdraht. Wir hatten die Absicht, in der Surtshellir photographische Aufnahmen zu machen, was, soweit uns bekannt, noch nicht geschehen ist. Ein Ritt von fünf Viertelstunden brachte uns an die Eingangsöffnung. Gunnarsson übernahm die Aufsicht über die Pferde, die er nach einem nahegelegenen Grasplatz führte, wir anderen machten die nötigen Vor-

bereitungen, versahen uns mit Streichhölzern und Kerzen, Finsen trug meine Acetylenlampe — so begannen wir den Einstieg.

Die Surtshellir ist so oft und genau beschrieben worden, sehr eingehend auch von Preyer und Zirkel,*) so dass ich mich wohl ziemlich kurz fassen kann. Der beigegebene Plan mag dazu beitragen, dem Leser die Situation leichter verständlich zu machen. Mein Bruder, der als Ingenieur mit solchen Dingen vertraut ist, unterzog sich der keineswegs leichten Aufgabe, mit Hilfe von



Stratar und Eyriksjökull.

Kompass und Messband bei fortwährendem Schrittezählen die Entfernungen zwischen den einzelnen Hauptpunkten der Höhle, ihre wechselnde Breite und Höhe, sowie die Richtung ihres Verlaufes so genau wie möglich aufzunehmen. Nachträgliche Messungen auf der Oberfläche des Lavastromes bestätigten die in der Unterwelt gewonnenen Resultate. Die Höhle, die sich in geringer Tiefe kaum jemals über 20 *m* unter der Erdoberfläche ziemlich horizontal erstreckt, ist etwa 1400 *m* lang. Zugänglich gemacht wird sie dadurch, dass

*) VI. Kap. S. 95 ff.

die Decke an mehreren Stellen eingestürzt ist; dadurch sind Lichtschachte entstanden, die einen Einstieg ermöglichen. Die erste und grösste dieser Oeffnungen wählten wir zum Ausgangspunkt unserer Tour. Ueber die riesigen Felsblöcke, die Trümmer der eingestürzten Decke, hinabkletternd, begannen wir unseren unterirdischen Weg, der uns nach ungefähr 150 *m* schon zum zweiten Lichtschacht brachte; dieser ist an Form und Grösse dem ersten ungemein ähnlich und kann ebenso gut wie dieser als Einstieg benützt werden; denn der erste Teil der Höhle bietet nichts interessantes Hinter dem zweiten Schacht dagegen zeigen sich sofort mehrere bemerkenswerte Erscheinungen. Wände und Decke des Stollens, der hier annähernd den Querschnitt eines Bahntunnels hat, weisen deutliche Flussstruktur im Gestein auf und es erscheint auf den ersten Blick klar, dass hier Lava geflossen ist, die an den Wänden eine Erstarrungskruste zurückgelassen hat, während die Mitte des Stromes weiterfloss. Wir verglichen das Phänomen mit der Häutung einer Schlange, die aus ihrem Balg herauskriecht und ihn als langgestreckten Hohlraum hinter sich lässt. Ich will an dieser Stelle auch einige Worte über die mutmassliche Entstehung der Surtshellir sagen, obzwar ich mir ein kompetentes Urteil nicht anmassen darf. Die Entstehungsursachen anderer Höhlen, die meist in Erosion und Auslaugung unterirdischer weicher Gesteinsmassen zu suchen sind, fallen hier von vornherein weg, da man sich in jungvulkanischem Milieu befindet. Von den drei oder vier Versionen, die über das Entstehen unserer Höhle vorhanden sind, vermag keine ganz zu befriedigen. Vielleicht hat die folgende Ansicht einiges für sich.

Schon lange, bevor die Surtshellir (d. i. Höhle Surturs, des Feuergottes) bestand, war das Tal von einem Lavastrom ausgefüllt, der wohl aus dem Eyriksjökull gekommen war. Dieser Strom wies mehrere, wenigstens aber eine lange und tiefe Spalte auf, die an einigen Stellen verzweigt war, und die wir als Vorbedingung annehmen müssen. Nun ergoss sich über das bereits vorhandene Lavafeld ein zweiter Strom, was ja sehr oft vorkommt, folgte in seinem Lauf naturgemäss dem grössten Gefäll und trat auf der dem Eyrik zunächst gelegenen Seite in die Spalte ein, diese ganz erfüllend und auch noch ausserhalb ihrer Ränder die Ebene bedeckend. An der Oberfläche erstarrte das flüssige Gestein rasch

und bildete ein zusammenhängendes Dach über der nunmehr verschwundenen Spalte. Die Lava, die diese erfüllte, floss in dem so gebildeten unterirdischen Kanal weiter und liess, da es ihr an Nachschub fehlte, einen Hohlraum hinter sich; sie kroch gewissermassen in der verdeckten Spalte entlang. Dadurch, dass sie Vertiefungen im Boden ausfüllte und eine Erstarrungskruste an dem umgebenden älteren und erkalteten Gestein zurückliess, musste sie an Masse beständig abnehmen, bis sie sich entweder ganz verlief, in dem letzten Teil der Spalte aufstaute oder aber nach tiefer gelegenen Hohlräumen einen Abfluss fand. Die Lavamassen, die in die Verzweigungen der ursprünglichen Spalte gedrungen waren, schlossen sich dem Hauptstrom an und die von ihnen verlassenen Hohlräume sind die heutigen Nebenhöhlen der Surtshellir. An mehreren Stellen mag durch Gasentwicklung oder durch zeitweise Aufstauung der Lava eine Lockerung der Decke eingetreten sein, die an den betreffenden Punkten später einstürzte; so kann man sich die Lichtschachte entstanden denken: Einstürze sind es zweifellos, da auf ihrem Grunde noch die Trümmer der Decke deutlich erkennbar sind.

Die Flussstruktur am Boden und an den Wänden war besonders schön kurz hinter dem zweiten Lichtschacht. Hier waren etwa vier Finger dicke Krusten an der Tunnelwand, die scharf horizontal gestreift waren und sich stellenweise von selbst wieder so weit abgelöst hatten, dass man die Hand zwischen sie und die Felsmauer hineinstecken konnte. In dieser Gegend liegen auch die zwei Nebenhöhlen, die wir beide besuchten. Zuerst sahen wir uns die in unserem Sinne rechts, also westlicher gelegene Vikhöhle an. Ihr Eingang liegt auf einer Art Gallerie 3 bis 4 *m* über der Sohle des Hauptstollens. Die Vikhöhle erreicht bei wechselnder Richtung und Höhe eine Länge von etwa 80 *m*. Sie endigt ohne Trümmer in klarer und plötzlicher Auskeilung; ihre Decke ist mit zahllosen, aber nur 1 bis 3 *cm* langen Lavastalaktiten bekleidet. Preyer und Zirkel verwechseln diese Höhle mit der zweiten, gegenüberliegenden Nebenhöhle, der Beinahellir (Knochenhöhle), die wir nunmehr untersuchten. Ihr Eingang ist noch schwieriger zu erreichen als der der Vikhöhle, und wir mussten uns gegenseitig die „Leiter“ machen, um hinaufzukommen. Der Boden ist erst steinig, dann erweitert sich die Höhle zu einem

kleinen Dom. Hier finden sich deutliche Spuren davon, dass die Höhle einmal bewohnt war. Reste von Gemäuer, eine Feuerstelle und besonders zahllose umherliegende Rinder- und noch mehr Schafknochen lassen darüber keinen Zweifel zu. Wie man sagt, hat um das Jahr 1000 dort längere Zeit eine Bande von Räubern und Geächteten gehaust, die vom Viehdiebstahl lebten und in der Ueberlieferung zu sagenhaften Unholden geworden sind.

Hinter dem Dom wird die Decke plötzlich so niedrig, dass nur ein 60 bis 70 *cm* hoher Spalt frei bleibt, durch den wir uns auf allen Vieren hindurchzwängten. Die Acetylenlampe leistete vorzügliche Dienste, während die Kerzen allein recht wenig geholfen hätten. Die Höhle erweitert sich wieder, wir passierten einen etwa 20 *m* breiten glatten Eisteich, dann kam grobes Getrümmer und allem Anschein nach das blinde Ende. Zur Haupthöhle zurückgekehrt, wurden mehrere photographische Aufnahmen gemacht, zu denen der nahe gelegene Einsturzschacht reichlich Licht lieferte. Ich will übrigens gleich hier einschalten, dass die Platten mit den Aufnahmen aus der Surtshellir alle verdorben sind. Wir hatten uns davon sehr viel versprochen, besonders von den Aufnahmen mit Magnesiumlicht; ich glaube nicht, dass Bilder aus der Höhle je veröffentlicht wurden. Umsomehr schmerzte es uns, als einige Tage später in einer der Kisten die Flasche mit Formol zerbrach und ihren Inhalt vernichtend über die Kassetten Mertons ergoss; es war noch keine Gelegenheit gewesen, die Platten wie gewöhnlich in Blechbüchsen einzulöten und so ging eine Anzahl unserer hübschesten Aufnahmen verloren.

Die Höhle weiter verfolgend, kamen wir an einen weiteren Lichtschacht, wo der Stollen sich zu gabeln scheint. Der östliche Ast endigt jedoch nach wenigen Metern blind, der westliche macht eine scharfe Biegung nach rechts. Ueber neue Trümmerhaufen gelangten wir an den ersten Eisteich im Hauptstollen; dahinter wurde die Fluktuarstruktur der Wände besonders schön und deutlich. Es war hier schon ziemlich kalt und die Temperatur sank in dem Maß als wir uns vom Einsturz entfernten. Das Felsgetrümmer begann sich mit Eis zu überziehen und das Weiterkommen auf den glatten, scharfkantigen Blöcken wurde äusserst halsbrecherisch. Mächtige Eiszapfen hingen von der Decke herab und in den Nischen der Wände waren phantastische Gebilde von

Eis, die im unsicheren Licht der Laterne ganz gespensterhaft aussahen. Wir behielten uns eine genauere Besichtigung dieses Teiles für den Rückweg vor und trachteten zunächst, das Ende der Höhle zu gewinnen. Der Boden wurde eben und lehmig und an einer Stelle war die Decke des Ganges so hoch, dass wir sie mit dem Licht der Acetylenlampe nicht sehen konnten. Dann folgte ein ungeheuerer Trümmerhaufen, der kaum Platz zum Durchkommen zwischen ihm und der Decke der Höhle ließ, und endlich befanden wir uns in einer Art Dom, dessen Zugang nach beiden Seiten



Letztes Zeltlager (Brunnar).

durch Felsblöcke fast versperrt war. Hier steht die Steinpyramide, die im Jahre 1815 von Henderson errichtet wurde; ihr Inhalt, eine Blechbüchse mit Geldstücken und Karten von Besuchern, ist vor einigen Jahren nach einem neuen, regelmässig vierseitigen Steinhaufen gebracht worden, wo eine Basaltplatte einen Hohlraum verdeckt, indem die Büchse aufbewahrt wird. Wir fanden darin die Karten früherer Besucher und vermehrten die kleine Anzahl von dänischen, englischen und französischen Geldstücken um ein geringes.

Die Steinpyramide ist das Ende der Höhle; zwar lässt sich der Stollen, der fast ganz mit Felsblöcken verstopft ist, noch

weiter verfolgen und mein Bruder kletterte auch noch ein gutes Stück hinein ; doch scheint die Höhle sich allmählich im Trümmerwerk zu verlieren ; wir hatten auch nicht die Zeit zu weiteren Untersuchungen ; es waren seit unserem Einstieg schon 2¼ Stunden verflossen und wir wollten auf dem Wege zurück noch photographieren und vermessen. Bald erreichten wir wieder den vereisten Teil, den wir nun genau in Augenschein nahmen. Der Anblick der Eisgebilde im strahlenden Magnesiumlicht war feenhaft. Mächtige Eisstalaktiten von mehreren Metern Länge und gewaltiger Stärke hängen drohend von der Decke herab ; es scheint, als ob sie unendlich lang aus einem schwarzen Nichts niederragten, da die dunkle Decke nur dann zu sehen ist, wenn man den Schein der Laterne in die Höhe richtet. An vielen Stellen haben sich die Eiszapfen mit den zugehörigen Stalagmiten zu prachtvollen Säulen zusammengeschlossen und überall ist der Boden mit scharf kegelförmigen Eistürmchen bedeckt, die aussehen wie ein Heer kleiner weisser Geister ; an anderen Stellen sind wieder grosse Gruppen von Stalagmiten, die über mannshoch werden und die sich in ihrem leuchtenden Bläulichweiss prächtig von dem nachtschwarzen Hintergrund abhoben. Eine grosse Seitennische war fast ganz von einem herrlichen Eisvorhang überdeckt ; der Effekt, als wir alle Lichter auslöschten und nur hinter dem Vorhang ein Stück Magnesiumband ansteckten, war traumhaft schön. Wir beleuchteten und durchleuchteten die Eisgruppen von allen Seiten und die Photographen machten eine Aufnahme nach der anderen ; immer entdeckten wir neue Beleuchtungseffekte, die durch unsere Platten, wie wir hofften, dauernd festgehalten wurden. Das traurige Schicksal dieser einzigartigen Aufnahmen hat uns sehr geschmerzt. Hoffentlich findet sich bald ein Glücklicherer, der diese unterirdischen Schönheiten nach Verdienst bekannt macht !

Beim nächsten Lichtschacht kletterten wir heraus und während die übrigen vorausgingen, um Gunnarsson von unserem Wiederauftauchen zu verständigen, half ich meinem Bruder bei der Messung der Entfernungen zwischen den einzelnen Einstürzen, wodurch wir die begreiflichen Ungenauigkeiten richtigstellen konnten, die bei dem Schrittzählen auf dem schwierigen Boden der Höhle vorgekommen waren. Mit unseren Gefährten wieder zusammengetroffen, hielten wir eine kurze Mahlzeit und waren

nach einem Hetzgalopp von 55 Minuten bei Einbruch der Dunkelheit wieder in Kalmanstunga.

16. September. Der Tag ist der Ruhe gewidmet, deren die Pferde wohl bedürfen, da noch der unwegsame Uebergang von Kaldidalur vor uns liegt. Wir ergänzen unsere Notizen, flicken unsere Kleider und spielen auf dem Grasdach des Hauses mit einem lustigen vierjährigen Büblein. Auch ein kleines wissenschaftliches Ereignis fand statt. Auf der Wiese nahe dem Haus fand ich eine tote Schnepfe, an der wohl die Katze schon gewesen war. Ich brachte den Vogel heim, wir bestimmten ihn mit Hilfe unserer mitgeführten Bücher und kamen zu dem Resultat, dass es Gallinago maior Gm. sein müsse, die grosse Bekassine, die aber für Island bisher nicht festgestellt war. Das war natürlich eine wichtige Sache und wir zogen sofort mit den Flinten aus, um womöglich ein oder mehrere gute Exemplare zu erhalten. Doch war die Jahreszeit wohl schon zu weit vorgeschritten und die Schnepfen hatten bereits den Weg nach Süden angetreten. Ich schoss einen Regenpfeifer (Charadrius pluvialis L.) aber von den gesuchten Schnepfen fanden wir nichts, als ein zweites totes, schon ganz zerstörtes Exemplar, das des Mitnehmens nicht wert war. Umso sorgfältiger bewahrten wir das eine Stück auf, und in Reykjavik, wo wir es mit Hilfe des Herrn Saemundsson nochmals genau bestimmten, zeigte es sich, dass es wirklich der erste Vogel dieser Art war, den man in Island angetroffen hatte. Wir überliessen das Tier, aus dem ein geschickter Ausstopfer schon noch etwas machen kann, dem Museum der Lateinschule und waren voll Freude über unsere kleine Entdeckung. Ob Gallinago maior in Island einzuwandern beginnt, oder ob die von uns gefundenen Exemplare sich vielleicht Schwärmen der ziemlich häufigen Gall. media angeschlossen hatten, bleibt dahingestellt; letzteres scheint nicht unwahrscheinlich, auch muss der neuen Art Island nicht sehr gut bekommen, denn es ist entschieden auffallend, dass man an demselben Fleck zwei Cadaver von G. maior findet, während die Aussicht, die gewöhnliche Art anzutreffen, doch ungleich grösser wäre. Herr Saemundsson wird sicher sein Augenmerk auf die Sache richten und vielleicht stellt es sich heraus, dass Island im Begriff ist, einen neuen gefiederten Bewohner zu erhalten.

XIII.

Mit dem Aufbruch von Kalmanstunga traten wir in die letzte Phase unserer Wanderung ein. Nur mehr zwei Tage, und wir würden den Þingvallasee wieder erreichen, wo der grosse Kreis, den wir beschrieben hatten, sich schliessen würde. Dann blieb noch ein einfacher Ritt auf der Fahrstrasse nach Reykjavik. Vorher aber war noch eine interessante Strecke Weges zurückzulegen, nämlich der kleine Gebirgsübergang von Kaldidalur, zwischen den Gletschern Ok und Geitlandsjökull

Unser Abmarsch erfolgte erst kurz vor halb 12 Uhr. Es war den ganzen Morgen über sehr kalt gewesen — das Nachtminimum war — 2 Grad C. — und die Landschaft mit den riesigen Gletschern im Hintergrund und dem dichten Reifbelag auf den Wiesen hatte einen völlig winterlichen Anstrich. Selbst um die Zeit, als wir wegritten, war das Eis an den Rändern der Bäche noch nicht weggeschmolzen. Wir überschritten die Hvitá, nicht zu verwechseln mit ihrer mächtigen Namensschwester, die an der Südküste mündet, und passierten dann das mehrere Kilometer breite Lavafeld Geitland. Vorläufig war noch nicht zu sehen, wo der Passübergang sich befand und wir ritten scheinbar mitten auf die Gletscher los, die uns im Halbkreis umgaben. Allmählich kamen in wir die Vorberge, die Gegend wurde übersichtlicher, und bevor wir den eigentlichen Anstieg begannen, machten wir eine kurze Mittagsrast. Bei unseren gewöhnlichen späten Aufbrüchen aus den Nachtquartieren fiel der Hauptteil der Tagesleistung stets auf den Nachmittag, entgegen den touristischen Gewohnheiten in den Alpen oder sonst wo. Aber es war immer des Morgens ein



Merton phot.

Unsere Führer.

langes und umständliches Pferdefangen und Aufpacken und wenn alles bereit war, bekam man beim Rechnungzahlen als Draufgabe noch Kaffee; so kam man nicht so rasch fort.

Auf den nördlichen Abhang von Kaldidalur führt ein Weg; doch darf man sich darunter nicht vorstellen, dass vielleicht ein Streifen Landes besser gangbar gemacht ist als die Umgebung; das wäre dann schon eine Kunststrasse. Vielmehr hat man durch das wüste Steingetrümmer zwei Reihen von Felsklötzen gelegt, durch die in der Regel der allerschlechteste Teil des Geländes eingeschlossen wird. An anderen Stellen sind lange Wälle von unbehauenen Steinen aufgeführt, die der Reisende sorgsam vermeidet, wenn er nicht Ueberfluss an Leichtsinn hat. Man reitet nebenher und unangenehm ist nur, dass man die Verkehrsanlage hin und wieder überschreiten muss. Das landschaftliche Bild war grossartig schön und wolkenlos klares Wetter begünstigte unsere Wanderung. Das schmale Tal zwischen der riesigen Kuppe des Ok und dem zackigen Fels- und Eiskamm des Geitlandsjökull ist nicht weniger wild und einsam als die schönsten Teile des Sprengisandur; nur trägt die Gegend hier ausgesprochenen Gebirgscharakter und schon in geringer Höhe beginnen Felder von Schnee und Firn. Die Vegetation verschwindet bis auf ganz wenige wetterharte Vertreter und auf der Wasserscheide, die wir um 5 Uhr erreichten, bietet sich dem Blick nur Sand, Fels und Eis. Die Seehöhe liegt etwa bei 450 *m*,*) aber die rauhen Winde, die den grössten Teil des Jahres hindurch über den Pass wehen, lassen in ihrem Bereich keinen Pflanzenwuchs mehr aufkommen.

Von unserem erhöhten Standpunkt aus konnten wir jetzt schon wieder die Berge am Þingvallasee erblicken, die wir auch vor fünf Wochen, am Beginn unserer Reise, gesehen hatten. Während der Ok allmählich aus dem Gesichtsfeld verschwand, kam zur linken, die prachtvolle Bergform des Skjaldbreið immer mehr hervor und weit im Nordwesten lugte, alle Vorberge hoch überragend, der spitze Kegel der Baula zu uns herüber, gerade als wollte er uns verspotten dafür, dass wir seine Besteigung hatten von unserem Programm streichen müssen. Doch schrieben wir heute schon den 17. September und am 23. fuhr die „Vesta“, die wir unbedingt be-

---

*) Nicht 3800 Fuss, wie ein Reisender einmal behauptet hat.

nützen mussten, von Reykjavik fort; so mussten wir uns schon damit begnügen, den hübschen Zuckerhut aus der Ferne anzusehen.

Der Abstieg auf der Südseite ging glatt von statten. Unter uns erblickten wir eine Ebene mit mehreren kleinen Seen und um halb 8 Uhr hatten wir den ersten von ihnen erreicht. Gras war in Menge vorhanden; der Name der Lokalität ist Brunnar. Es war schon empfindlich kalt, als wir unser Zelt aufschlugen und die Aussichten für die Nacht waren nicht sehr erfreulich. Immerhin war es windstill und der Mond leuchtete friedlich vom klaren Abendhimmel. Wir feierten unser letztes Zeltlager durch ein besonderes Festessen. Erst gab es Liebigsuppe, dann Konserve von turkey and chicken, dazu Zwieback. Nach einer Pause folgte Kakao mit „kleinur"; so nennt sich eine Art von isländischem Hausgebäck, das jedenfalls mit einer Teigspritze hergestellt und zu den krausesten Formen gedreht wird. Allein gegessen, schmeckt es nicht sehr gut, zu Kaffee oder Kakao jedoch ist es unter bescheidenen Verhältnissen eine Delikatesse. Schliesslich brauten wir noch einen Grog aus dem Rest unseres — Konservieralkohols; doch fand dieses Getränk nur bei den Führern und mir einigen Anklang. Ich hatte auch schon bessere Sachen getrunken, aber angesichts einer Zeltnacht bei Frostwetter war es gut, für Schlaf und innere Heizung Sorge zu tragen. Ein leichtlebiges Verschwenden mit allen Vorräten griff platz und wir überliessen uns noch einmal ganz der Romantik des ungebundenen Wanderlebens, das nun so schnell zu Ende gehen sollte.

Die Nacht hielt, was der Abend versprochen hatte; es war hundemässig kalt und wer einmal wach war, konnte vor Frost nicht wieder einschlafen. Das Minimalthermometer gab — $7\frac{1}{2}$ Grad C. an, und um 6 Uhr früh, als man endlich aufstehen konnte, war es immer noch 6 Grad kalt. Gunnarsson hatte wieder reichlich mit den Pferden zu schaffen, die sämtlich das Weite gesucht hatten; der arme Mensch war von 3 Uhr bis 8 Uhr auf der Suche gewesen, brachte aber richtig die ganze Herde wieder zusammen. Als er müde und durchfroren heimkehrte, vereinigte sich unser aller Sorgfalt um sein Wohlbefinden; erst wärmte er sich gründlich mit grossen Mengen von Kakao und dann bereitete ich ihm eine Neuauflage von Grog, für den er immer ein gewisses faible gezeigt hatte. Hierauf frühstückten wir

kräftig, während die aufsteigende Sonne langsam die Kälte aus unseren Gliedern trieb. Bevor wir das Zelt zum letztenmal umlegten, photographierten wir es noch, ebenso wie unsere Führer, und Finsen machte mit Mertons Apparat noch ein schönes Gruppenbild von uns vieren zu Pferd und in voller Rüstung. Wir hatten uns nicht gerade zu unserem Vorteil verändert; seit dem Auszug aus Reykjavik war uns kein Eisen über Haar und Bart gekommen und auch unsere Kleider und Mäntel hatten viel von ihrer ursprünglichen Eleganz eingebüsst. Auf einen Unbefangenen mussten wir notwendig den Eindruck einer Diebsbande machen, die im Begriff ist, ein Dutzend gestohlener Pferde wegzutreiben.

Die Ebene, wo wir gelagert hatten, war gegen Süden von einem Höhenzug begrenzt, dessen andere Seite schon nach dem Þingvallasee abfällt. Als wir näherkamen, öffnete sich ein zirkusartiger Talkessel, in den wir hineinritten, ohne vorläufig noch einen Weg weiter hinaus zu sehen. Wir befanden uns auf dem Boden eines Sees, der aber gegenwärtig ausgetrocknet war; an den Talwänden konnte man in 2 bis 3 *m* Höhe genau die Marke des höchsten Wasserstandes ablesen. Der Grund war fester Lehm und wir galoppierten wie durch eine riesenhafte Arena hindurch Ein schmaler Pfad, so steil, dass wir die Pferde am Zügel führen mussten, zog sich nach einer engen Scharte zwischen hohen Felsen, und hier war wieder einer jener Steinwälle, die ihren Beruf als Weg so schlecht ausfüllen. Von der Höhe hatten wir einen weiten Blick über die Wasserfläche des Þingvallavatn. Ein halsbrecherischer Abstieg brachte uns nach einer frischen grünen Wiese, wo wir Mittagstisch hielten. Dann ging es auf den See zu. Die Pferde schienen wohl zu wissen, dass die Tour sich dem Ende näherte; wenigstens waren sie kaum zu halten und rannten aus Leibeskräften, während sie sonst immer stark der Peitsche bedurften, wenn eine schnelle Gangart angeschlagen werden sollte. Die Führer waren fest überzeugt davon, dass die Tiere genau wussten, wie die Dinge stünden und begründeten ihre Ansicht damit, dass alle Pferde den Weg von Þingvellir nach Reykjavik und umgekehrt schon öfters gemacht hätten In der Tat war das Benehmen der Pferde so auffallend, dass man kaum noch zweifeln konnte; bei unserer letzten Tagestour, die uns endlich nach der Hauptstadt brachte, war es sogar ganz offenkundig, dass sie den Heimweg

so gut erkannten wie wir selbst. Auch erzählte Gunnarsson, dass in der Nacht von Brunnar alle Pferde in der Richtung nach einem Gehöft gegangen wären, wo zwei von ihnen herstammten; trotzdem das Gehöft von unserem Lagerplatz aus nicht zu sehen und über 15 *km* entfernt war, hatten sie doch die Direktion herausgefunden.

Wir berührten diesmal das Þingvallahotel, das übrigens schon mit der zu Ende gehenden Saison geschlossen worden war, nicht, sondern hielten uns nördlich, so dass wir auch die All-



Brusastaðir

managjá nicht zu passieren hatten. Um ½5 Uhr trafen wir in Brusastaðir ein, wo wir unser letztes Nachtquartier bezogen Es war ein für das Südland sehr nettes und freundliches Gehöft und wir beschlossen, hier auch den folgenden Tag zu bleiben, um die Pferde in guter Verfassung nach Reykjavik zu bringen; denn vor unserer Abreise mussten ja die drei Reitpferde noch mit möglichst geringem Verlust losgeschlagen werden.

Wir verbrachten den 19. September mit Schlafen bis 11 Uhr; dann machten wir einen Ausflug nach der Allmanagjá, abends

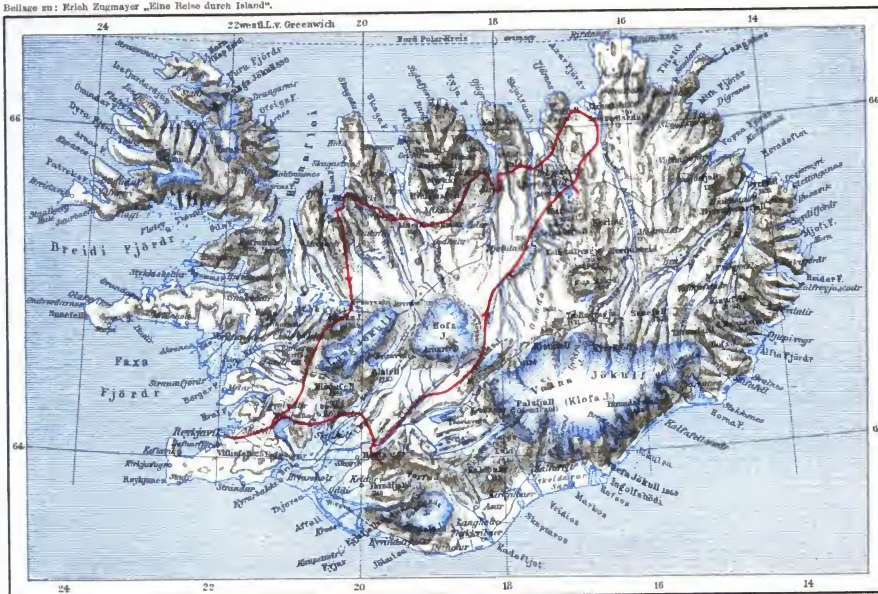
war grosses Scheibenschiessen; unsere Patronen waren ja jetzt nur mehr lästiges Gewicht, das obendrein schwer auf Schiff und Bahn zu transportieren ist; so verschossen wir noch so viel wir konnten. Nach dem Abendessen hatten wir noch ein schönes Nordlicht, das zwar nicht so schön war wie das von Haukagil, aber jenem in Farben und Gestaltung ziemlich ähnlich.

Um 9 Uhr früh sassen wir im Sattel und nach einer halben Stunde hatten wir die Fahrstrasse erreicht; hier schloss sich unsere lange Rundreise. Von dem Ungestüm unserer Pferde begünstigt, ritten wir scharf drauf los und nachdem wir an derselben Stelle Mittagsrast gehalten hatten, wo unser erstes Mahl auf der Tour gewesen war, trabten wir um $^{1}/_{2}$4 Uhr nachmittags in Reykjavik ein.

Drei Tage später dampften wir an Bord der „Vesta“ nach Süden.

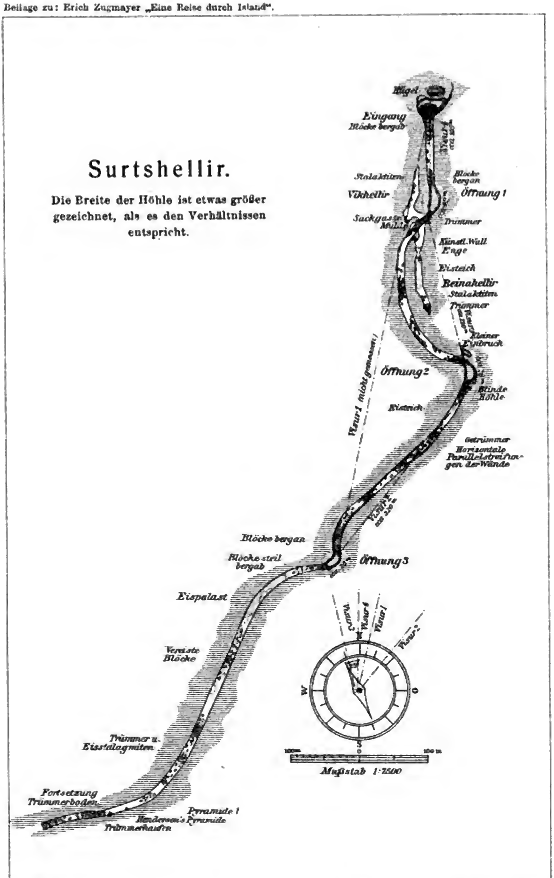


Beilage zu: Erich Zugmayer „Eine Reise durch Island".



Kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien.

Beilage zu: Erich Zugmayer „Eine Reise durch Island“.



Gez. P. Zugmayer. Kartogr. Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien.